

Bücher

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **49 (1969-1970)**

Heft 8

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

NEUE FORSCHUNGEN ZUR GESCHICHTE DES BASLER HUMANISMUS

Wissenschaftliche Untersuchungen über Themen und Probleme des 16. Jahrhunderts, die mit der baslerischen Geistesgeschichte dieser Epoche im Zusammenhang stehen, können sich seit einer Reihe von Jahren auf zwei äusserst wertvolle und nützliche Dokumentationswerke stützen, nämlich auf die Edition der *Universitätsmatrikel* und auf die Ausgabe der *Amerbachkorrespondenz*. Beide Werke enthalten einen überaus vielseitigen Informationsreichtum, der weit über den Bereich der Basler Lokalhistorie hinausreicht. Die Matrikeledition hat unter der Leitung von *Hans Georg Wackernagel* in den Jahren 1951–1962 den Umfang von drei stattlichen Bänden angenommen, deren letzter die Eintragungen bis zum akademischen Jahre 1665/66 enthält. In der Ausführlichkeit und Sorgfalt seiner Dokumentation sowie in der Fülle seiner personengeschichtlichen Mitteilungen nimmt das Werk unter den Matrikeleditionen der älteren europäischen Universitäten einen hervorragenden Platz ein. Es hat dem Namen seines vor anderthalb Jahren verstorbenen Herausgebers internationale Berühmtheit erworben und bedarf unter Fachleuten und Geschichtsfreunden schon lange nicht mehr der besonderen Empfehlung¹. Ähnlich steht es mit der Ausgabe der *Amerbach-Korrespondenz*². Sie wurde bereits im Jahre 1932 in Angriff genommen; ihr erster Band erschien 1942. Lange Jahre wurde das grosse Unternehmen von *Alfred Hartmann* betreut, der bis zu seinem Tode – er starb im Januar 1960 – fünf Bände herausbrachte. Die Leistung Hartmanns ist einzigartig und gibt dem heutigen Historiker zu denken. Mit wenigen und einfachen technischen Hilfsmitteln, ohne Assistenten oder

andere feste Mitarbeiter schuf dieser Basler Altphilologe – bis 1950 wirkte er hauptberuflich als Lehrer am Humanistischen Gymnasium – ein wissenschaftliches Lebenswerk, das heute neben P.S. Allens grosser Ausgabe der Briefe des Erasmus zu den bedeutendsten Quelleneditionen gehört, die der Humanismusforschung zur Verfügung stehen.

Sowohl bei der Matrikeledition als auch bei der Ausgabe der *Amerbach-Korrespondenz* musste man sich nach dem Tode der verdienten Herausgeber besorgt fragen, ob und auf welche Weise die Arbeit weitergeführt werden könne. Glücklicherweise konnten für beide Unternehmen kompetente Gelehrte gefunden werden, die willens waren, das Werk der Vorgänger fortzusetzen. Während man den vierten Band der *Matrikel* noch erwartet, kann man seit einiger Zeit schon den sechsten Band der *Amerbach-Korrespondenz* mit Gewinn benützen³. Als Bearbeiter zeichnet hier *Beat Rudolf Jenny*, der sich mit seiner 1959 in Buchform erschienenen Zürcher Dissertation über den Grafen Froben Christoph von Zimmern als Kenner des süddeutschen Humanismus bestens ausgewiesen hat. Jenny konnte sich bei «seinem» ersten *Amerbach-Band* auf weit gediehene Vorarbeiten Hartmanns stützen; der Name des ersten Editors steht deshalb zu Recht noch auf dem Titelblatt. Dem ursprünglichen Veröffentlichungsplan entsprechend sollten die *Korrespondenzen* der Jahre 1544–1550 hier reproduziert und kommentiert werden. Im Laufe der Überarbeitung zeigte sich jedoch, dass die Fülle des Materials für einen einzigen Band zu gross war. Erfreulicherweise brauchte der neue Herausgeber die

Editionsgrundsätze seines Vorgängers nicht durch Abstriche und Kürzungen zu verändern. Dafür konnte das Material nun lediglich bis zum Jahre 1547 vorgelegt werden. Die Zahl der Briefe, die ganz oder teilweise abgedruckt sind, hält sich im Rahmen der früheren Bände, die jeweils durchschnittlich 500 Nummern enthielten. Am Anfang wurde ein rund 30 Seiten umfassender Abschnitt eingefügt, der eine grosse Zahl von Berichtigungen und Ergänzungen zu den Bänden I–V nachträgt. Bemerkenswerte Abweichungen von den Editionsgrundsätzen Hartmanns finden sich, wie gesagt, weder in der Textwiedergabe noch in den Kommentaren, dafür aber im Anhang und im Bildteil des Bandes. Hier wie dort wurde mit Erfolg versucht, die Aussage der Briefe illustrativ zu ergänzen und damit einen Eindruck von der Vielfalt des Amerbachschen Nachlasses zu vermitteln.

Schon beim ersten Durchblättern des sechsten Bandes der Amerbach-Korrespondenz fällt auf, dass die Zahl der Briefe in den Jahren 1546 und 1547 gegenüber früher stark zunimmt. Diese Tatsache steht, wie Jenny im Vorwort darlegt, im Zusammenhang mit dem Schmalkaldischen Krieg, durch welchen Basel zahlreichen Flüchtlingen zum dauernden oder vorübergehenden Asyl wurde. Besondere Intensivierung erfuhren die Beziehungen des Bonifacius Amerbach zu württembergischen Korrespondenten. Sie reflektieren seine vielfältige und lange dauernde Tätigkeit als juristischer Gutachter. Einzelne Persönlichkeiten treten besonders deutlich in den Vordergrund, so Amerbachs ehemaliger Schützling Johann Ulrich Zasius, der aus dem kaiserlichen Feldlager oder vom Hofe zahlreiche Briefe nach Basel sendet und seinem Gönner immer wieder auch ganz persönliche Sorgen bereitet. Sehr gross ist durchwegs die Zahl jener Briefschreiber, die sich an Amerbach wenden, weil sie sich von ihm finanzielle Unterstützung aus dem Erasmus-Fonds erhoffen. Besondere Beachtung verdienen auch in diesem Bande wiederum die von Frauen verfassten Briefe. Sie erlauben manchen Einblick in die Probleme des täglichen Lebens und sprechen

oft von Dingen, die in den Episteln der Ehegatten unerwähnt bleiben. Zahlreiche Dokumente beleuchten auch die persönlichen Lebensumstände Amerbachs, seine reservierte Haltung zur Reformation, seine Vorbehalte gegenüber der Stellungnahme des Basler Rates zum Schmalkaldischen Krieg und seine nie erlahmende Gesprächsbereitschaft in der Begegnung mit Vertretern des alten Glaubens. Die Kommentare lassen kaum eine Frage unbeantwortet. Jedes literarische Zitat, jede Anspielung auf historische oder zeitgenössische Vorkommnisse wird erklärt, und jeder Eigenname wird so genau wie möglich identifiziert. Oft sind die Anmerkungen länger als die Briefftexte, und in vielen Fällen enthalten sie ihrerseits ergänzende Dokumente oder Hinweise auf weitere Quellen. Im ganzen kann man feststellen, dass der sechste Band der Amerbach-Korrespondenz seinen fünf Vorgängern in keiner Weise nachsteht. Beat Rudolf Jenny gebührt Dank und Anerkennung für seine Fortsetzung der Lebensarbeit Alfred Hartmanns. Mit Spannung und Interesse erwartet man den siebenten Band des grossen Unternehmens.

Die nächste hier zur Anzeige vorliegende Quellenedition führt in die Spätzeit des Basler Humanismus⁴. Sie beleuchtet nicht so sehr die baslerische Lokalgeschichte als vielmehr die Weltoffenheit und Urbanität des Basler Gelehrtenstandes an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert. *Thomas Platter d.J.* (1574–1628) verfasste die ausführliche Beschreibung seiner Reisen durch Frankreich, Spanien, England und die Niederlande als Rechenschaftsbericht für seinen älteren Bruder Felix, der ihm durch persönliche Fürsorge und finanzielle Unterstützung das Medizinstudium in Montpellier und die anschliessende «grand tour» ermöglicht hatte. Das Manuskript des Werkes befindet sich im Besitz der Basler Universitätsbibliothek. Es basiert zum grössten Teil auf Tagebuchnotizen, die an manchen Stellen durch ausführliche historische Exkurse ergänzt sind. Viereinhalb Studien- und Reisejahre werden mit grosser Akribie geschildert: die

Darstellung beginnt mit dem Auszug aus der Heimatstadt am 16. September 1595 und endet mit der Rückkehr am 15. Februar 1600.

Vergleicht man die Aufzeichnungen des jüngeren Thomas Platter mit den Erinnerungen, die der bekannte Stadtarzt und Professor Felix Platter im Jahre 1612 niedergeschrieben hat, oder sogar mit der Autobiographie des Vaters Thomas Platter, so ist man geneigt, diesen Werken jedenfalls als literarische Leistungen den Vorzug zu geben. Die Reisebeschreibung des jüngeren Thomas wirkt ihnen gegenüber auf lange Strecken trocken und etwas pedantisch. Zeugnisse spontanen Erlebens treten nur ganz selten hervor. Dennoch darf der Quellenwert des Werks nicht unterschätzt werden: er vermittelt mancherlei Einblicke in kulturhistorische Fakten und Zusammenhänge, die in anderen zeitgenössischen Werken ähnlicher Art nicht oder nur selten zu finden sind.

Der grösste Teil der Aufzeichnungen betrifft die Zustände in Frankreich nach dem Erlass des Edikts von Nantes. Platter erlebte hier eine Zeit der allgemeinen inneren Konsolidierung, eine Zeit aber auch, die die Rückschläge und Zerstörungen der vorangegangenen Kriegszeit noch nicht völlig überwunden hatte. Der junge Basler Mediziner war ein sorgfältiger Beobachter von Einzelheiten; Betrachtungen allgemeiner Art stellte er jedoch kaum an. Die Reisebeschreibung enthält eine grosse Zahl fleissiger und eingehender Schilderungen von Städten und Städtchen, Schlössern, Palästen und Kirchen. Besonderes Interesse zeigt Platter natürlicherweise für die kirchlichen Verhältnisse in den hugenottischen Zentren, vor allem in Montpellier. Daneben erweist er sich als aufmerksamer Zuschauer bei katholischen Gottesdiensten und Prozessionen. Sehr anschaulich sind seine Schilderungen des Universitätslebens. Immer wieder findet man ihn beim «Kreutlen» auf botanischen Exkursionen. An manchen Stellen gibt er sich auch als interessierter Beobachter wirtschaftlicher Probleme und sozialer Missstände zu erkennen. Er schaut Hand-

werkern und Arbeitern bei ihrer Tätigkeit zu und weiss manches Detail mitzuteilen, das dem Historiker auch heute noch wertvoll sein dürfte. Sehr eingehend befasst sich Platter unter anderem mit der Lebensweise und der sozialen Lage der Juden in Avignon, Carpentras und Paris. Aufschlussreich sind auch seine Bemerkungen über die französischen Saisonarbeiter in Spanien, über diejenigen aus der Auvergne in den Salinen von Peccais, über die Goldwäscher in den Cevennen und über die Kinderarbeit in den flandrischen Städten. In Frankreich, in den Niederlanden und auch in England suchte er berühmte Gelehrte auf, aber er verschmähte auch den Kontakt mit einfachen Leuten aus dem Volke nicht. Er war Zeuge farbenreicher und pompöser Staatsaktionen, liess sich aber auch von der Welt der Gaukler, Seiltänzer, Possenreisser und Muskelhelden beeindrucken, die sich auf Jahrmärkten und bei Volksfesten produzierten. Auf manchen Stationen seiner Reise besuchte er Theateraufführungen verschiedenster Art. In Avignon führten «fremde italienische comoedianten ... überaus lustige kurzweilige comedien» auf, in Bagnols-sur-Cèze und in Paris sah er französische Schwänke und Lustspiele, in Gent war er dabei, als die Jesuiten «mit ihren schuleren ein zierlich comedien» spielten. Im Londoner Globe-Theater sah er schliesslich auch die «tragedy vom ersten keyser Julio Caesare» und wurde so zum Zeugen der dramatischen Kunst Shakespeares.

Die Plattersche Reisebeschreibung war als Handschrift schon lange bekannt und ist als historische Quelle von verschiedenen Historikern benützt worden. Einige Abschnitte daraus sind auch vor längerer Zeit bereits im Druck erschienen. Die jetzt vorliegende kritische Gesamtausgabe ist das Werk der Basler Historikerin *Rut Keiser*, die sich damit ein grosses wissenschaftliches Verdienst erworben hat. Sowohl die Präsentation des Textes als auch der dokumentarische Apparat können als vorbildlich bezeichnet werden. Man ist der Editorin besonders dankbar, dass sie die Reisebeschreibung des jüngeren Thomas Platter in ihrer

frühneuhochdeutschen, durch baslerischen Dialekteinschlag charakterisierten Originalfassung unverändert wiedergegeben hat. Der sprachlich interessierte Leser, der den heutigen Basler Dialekt kennt und liebt, wird hier manche Kostbarkeit entdecken und feststellen, dass viele Ausdrücke und Wendungen, die heute noch gebräuchlich sind, ihre Bedeutung seit dem 16. Jahrhundert mehr oder weniger unverändert bewahrt haben. Die vorliegende zweibändige Ausgabe des umfangreichen Werkes ist wie diejenige der Amerbach-Korrespondenz und die der Universitätsmatrikel das Resultat jahrelanger stiller und disziplinierter Kleinarbeit. Diese Kleinarbeit hat sich auch hier in hohem Masse gelohnt. Eine Geschichtsquelle ist allgemein zugänglich geworden, die sowohl dem Fachmann als auch dem interessierten Laien zur gewinnbringenden Lektüre werden dürfte. Wie Hans Georg Wackernagel und Alfred Hartmann hat auch Rut Keiser die Vollendung ihres Werkes nicht mehr erleben dürfen. Kurz vor der Veröffentlichung ihrer Edition der Platterschen Reisebeschreibung ist sie an den Folgen eines tragischen Verkehrsunfalles gestorben. Ihre wissenschaftliche Leistung wird gewiss nicht nur in Basel unvergessen bleiben.

*

Im Anschluss an die hier angezeigten Quelleneditionen soll nun noch auf drei Monographien hingewiesen werden, die sich mit Themen aus dem Bereich des Basler Humanismus befassen. Sie sind alle drei in der Reihe der «Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft» veröffentlicht worden und liefern mehr oder weniger direkte Beiträge zur Geschichte des Basler Buchdrucks. Bei den beiden ersten Arbeiten handelt es sich um Dissertationen, die unter der Leitung Werner Kaegis entstanden sind, die dritte entstammt dem Seminar Erich Hassingers an der Universität Freiburg im Breisgau.

Andreas Burckhardt legt unter dem Titel «Johannes Basilius Herold – Kaiser und Reich im protestantischen Schrifttum

des Basler Buchdrucks um die Mitte des 16. Jahrhunderts» eine besonders reich dokumentierte und vielseitige Studie vor⁵. Er geht aus von den persönlichen und brieflichen Beziehungen, die zwischen Basler Druckern und Gelehrten und Angehörigen des Wiener Hofes zur Zeit Maximilians III. bestanden. Dabei ergeben sich interessante Einblicke in die Entstehungs- und Publikationsgeschichte einzelner bekannter Werke wie etwa der Magdeburger Centurien. Burckhardt lässt sich jedoch nicht zu vorschnellen geistesgeschichtlichen Beziehungskonklusionen verleiten. Er legt dar, dass die kaisertreue Publizistik im Gegensatz etwa zur Rezeption italienischer Autoren keine Besonderheit Basels gewesen sei, und zeigt andererseits, dass sich in den Interessen der Basler Gelehrtenkreise im allgemeinen ein spezifisches Verhältnis zur Kaiser- und Reichsidee nicht feststellen lässt. Als eigentliche Propagandisten erscheinen nur Heinrich Pantaleon und eben Johannes Basilius Herold, dessen Biographie im zweiten Teil der Arbeit dargestellt wird. Dabei steht durchwegs die editorische Tätigkeit und literarische Produktion des Gelehrten im Vordergrund. Sie wird dem Leser in sinnvoller Einteilung unter sechs Hauptgesichtspunkten vor Augen geführt. Die Persönlichkeit Herolds bleibt trotz vieler bisher unbekannter biographischer Einzelheiten, die Burckhardt über ihn mitteilen kann, schwer fassbar und im Grunde wenig interessant. Er war nach den Worten des Verfassers nicht mehr als eine «Kreatur des Basler Buchdrucks, eine Sammler- und Schreiberseele», die nur aus materiellen Gründen und nicht «durch Zuneigung zur Druckerstadt oder die Hingabe an ein grosses editorisches ... Ziel» in Basel festgehalten wurde. Nur einmal lässt sich bei ihm eine gewisse Begeisterung und engagierter persönlicher Einsatz feststellen, nämlich bei seinen Arbeiten zur Geschichte des deutschen Reiches. Ihren Höhepunkt erreichten diese mit der Edition der frühmittelalterlichen Rechtsbücher der germanischen Stämme (1557).

Trotz ihres äusserlich etwas enttäuschenden Ergebnisses bleibt die Arbeit

Burckhardts jedoch wertvoll: Sie fördert eine grosse Zahl an Fakten über das Basler Buchdrucker- und Verlagswesen des 16. Jahrhunderts zutage und überzeugt namentlich durch die kluge Zurückhaltung, mit welcher diese Fakten beurteilt und in die allgemeinen geistesgeschichtlichen Zusammenhänge der Zeit hineingestellt werden. Wenn die Arbeit als Ganzes beim Leser einen etwas heterogenen Eindruck hinterlässt, so liegt dies mehr am Thema als am gestalterischen Unvermögen des Verfassers. In der Einleitung hat Burckhardt einige interessante und beherzigenswerte methodische Überlegungen formuliert, die von der künftigen Forschung mit Gewinn zur Kenntnis genommen werden dürften. Es wird hier davor gewarnt, «die Basler Drucke nach äusserlichen, wenig sinnvollen Gesichtspunkten» zu gruppieren und dann aus diesen Gruppierungen geistesgeschichtliche Interessenschwerpunkte und Beziehungen zu konstruieren, die nicht wirklich bewiesen werden können. Burckhardt will demgegenüber die materiellen Voraussetzungen der Basler Buchproduktion in den Vordergrund rücken. Die in Basel gedruckten Bücher möchte er als Endergebnisse bereits vollzogener geistiger und biographischer Verknüpfungen betrachten und weniger als Impulse kultureller Kontakte. Aus diesem Grunde kommt er zur Forderung nach einer Intensivierung der biographischen Untersuchungen, die im Bereich der Geschichte des Basler Buchdrucks tatsächlich noch nicht sehr zahlreich sind. Hierbei ist natürlich zu bedenken, dass über die persönlichen Umstände mancher Drucker, Verleger und Korrekturen wenig Konkretes überliefert ist und dass vielfach die Bücher selber als einzige Zeugen ihrer Tätigkeit erscheinen. Andererseits möchte man Burckhardts Überlegungen noch einen Schritt weiterführen: Nicht nur die biographischen Aspekte der Basler Buchdrucksgeschichte, sondern auch ihre wirtschaftlichen und sozialen Probleme sind von der bisherigen Forschung wenig beachtet worden. Gerade auf diesen Gebieten dürften die Bestände des Basler Staatsarchivs noch manche wertvolle Hin-

weise und Informationen enthalten. Noch hat sich niemand systematisch mit der Situation etwa der Druckergesellen beschäftigt, wenig nur ist bekannt über die personelle und technische Ausrüstung der Basler Offizinen, über ihre finanzielle Lage und deren Relation zur allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt Basel im 16. Jahrhundert. Auch möchte man wünschen, dass die technischen Voraussetzungen der Buchproduktion, besonders die Papierherstellung, mit der Zeit genauere Erforschung erfahren als dies – jedenfalls für Basel – bisher geschehen ist.

Der Aufforderung Andreas Burckhardts, sich vor den «Niederungen des rein Personengeschichtlichen» nicht zu scheuen, kommt die Arbeit von *Martin Steinmann* über «Johannes Oporinus – ein Basler Buchdrucker um die Mitte des 16. Jahrhunderts» bereits in überzeugender Form nach⁶. Die Quellenlage ist hier besonders günstig, indem der Briefwechsel Oporins in erstaunlicher Fülle erhalten geblieben ist. Dass Oporinus einer der bedeutendsten Basler Verleger seiner Zeit war und dass seine Offizin in mancher Beziehung als Sammelpunkt scheinbar völlig entgegengesetzter Geistesströmungen erscheint, wissen diejenigen Forscher schon lange, die sich von irgendeinem thematischen Ausgangspunkt her mit einem bestimmten Teil seiner Verlagsproduktion zu befassen haben. Dass die Persönlichkeit dieses vielseitigen Gelehrten und Unternehmers nun in klaren Umrissen fassbar geworden ist, muss der Arbeit Steinmanns als bedeutendes Verdienst angerechnet werden. Die Darstellung verharret erfreulicherweise nicht nur im rein biographischen Bereich. Sie behandelt auch eine Reihe wirtschaftsgeschichtlicher Fragen und geht auf die mannigfaltigen materiellen Probleme ein, mit denen eine Unternehmung wie diejenige Oporins im Laufe ihrer wechselvollen Entwicklung konfrontiert wurde. Steinmann versteht es, die biographischen und wirtschaftlich-materiellen Fakten mit den wissenschaftsgeschichtlichen Aspekten seines Gegenstandes zu einem überzeugenden Ganzen zu vereinigen. In der Diskussion

der Produktion Oporins verzichtet er bewusst auf bibliographische Vollständigkeit und hebt dafür einzelne repräsentative Leistungen um so deutlicher hervor. Zu diesen gehören namentlich Vesals «De humani corporis fabrica» (1543), Guillaume Postels «De orbis terrae concordia» (1544), die «Magdeburger Centurien» (1558 ff.) sowie die Werke Theodor Biblianders. Besonderes Interesse verdienen Steinmanns Erörterungen über Oporins Bemühungen um den Druck des Korans sowie über seinen verlegerischen Einsatz für die anti-calvinistischen «Häretiker». Sehr aufschlussreich und in mancher Hinsicht fast eine Pionierleistung ist das Kapitel «Druckerei»: es enthält unter besonderer Berücksichtigung der «Officina Oporiniana» eine ausführliche Schilderung allgemeiner Probleme des Basler Buchdruckerwesens. Man erfährt viele Einzelheiten über Arbeitsordnung, Betriebsorganisation, Bücherpreise, Papier, Pergament und Typen, über technische Herstellungsprobleme, Wahl der Formate, Buchschmuck, Illustrationen etc. Der zweite Teil des Kapitels orientiert über Verkaufspraktiken, Transportprobleme, Reklame, Manuskriptbeschaffung sowie über einige Aspekte der Unternehmensfinanzierung. Vieles ist hier noch summarisch dargestellt, aber man erhält doch einige wertvolle Hinweise und erkennt, wo sich der künftigen Forschung noch neue und interessante Aufgaben stellen.

Ludwig Fimpel analysiert in seiner knapp gefassten Studie über «Mino Celsis Traktat gegen die Ketzertötung» das Gedankengut einer Schrift, die in der neueren Literatur zur Toleranzdiskussion des 16. Jahrhunderts zwar oft erwähnt worden ist, aber noch nie die Gesamtwürdigung erhalten hat, die ihrer historischen Bedeutung gerecht wird⁷. Mino Celsis «Disputatio in haereticis coercendis quatenus progredi liceat» erschien 1577 und 1584. Sie wurde in Basel geschrieben, als ihr Autor als Korrektor in der Offizin des Pietro Perna tätig war. Die Druckerei des aus Lucca stammenden Unternehmers war zu dieser Zeit das Zentrum der italienischen Emigranten-

kolonie in Basel. Perna war nach dem Tode Oporins (1568) unter anderem auch zum wichtigsten Verleger der Schriften Sebastian Castellios geworden. Der Traktat Mino Celsis gehört denn auch in die durch den savoyischen Humanisten begründete Tradition der Toleranzforderung. Sie ist konzipiert als Antwort auf Bezas «De Haereticis a civili magistratu puniendis» aus dem Jahre 1554. Fimpel zeigt, dass Celsis Schrift trotz ihrer Abhängigkeit von Castellios «De Haereticis an sint persequendi» (1554) auch eine beträchtliche Anzahl eigenständiger Argumente enthält. Vor allem wird deutlich, dass Celsis Toleranzbegriff viel enger gefasst war als derjenige Castellios. Seine Forderung nach Duldung Andersgläubiger bleibt durchwegs pragmatisch und entbehrt der allgemeinen theologischen Begründung. Ansätze zu religiösen Relativismus fehlen noch völlig. Soweit seine theologische Begriffswelt erkennbar wird, steht Celsi – wie Fimpel zeigt – näher bei Calvin als bei Castellio.

Die Untersuchung Fimpels eröffnet einmal mehr den Ausblick auf die faszinierende und vielseitige Persönlichkeit des Druckers Pietro Perna. Wenn dies auch nicht der Zweck der Arbeit war, so mag sich mancher Leser fragen, wann Perna einmal die ihm zukommende historische Würdigung erhalten wird. Hierzu kann abschliessend mitgeteilt werden, dass eine systematische Materialsammlung zu einer Biographie Pernas bereits unternommen worden ist und zahlreiche interessante, wenn auch bisher noch provisorische Ergebnisse zutage gefördert hat. In zwei ausführlichen und überaus reichhaltig dokumentierten Aufsätzen hat der italienische Historiker *Leandro Perini* über seine Forschungen referiert. Die beiden Berichte erschienen 1966 und 1967 in der «Nuova rivista storica»⁸. Es ist zu hoffen, dass aus der Feder Perinis eine umfassende Perna-Biographie bald erscheinen wird. Das Werk wäre ein weiterer willkommener Beitrag zur Erforschung der Geschichte des Basler Humanismus und würde mit Sicherheit auf grosses Interesse stossen. *Hans Rudolf Guggisberg*

¹ Die Matrikel der Universität Basel, hg. von Hans Georg Wackernagel, Verlag der Universitätsbibliothek, Basel. Band I, 1460–1529 (1951); Band II, 1532/33–1600/01 (1956); Band III, 1601/02–1665/66 (1962). Als Mitarbeiter des Herausgebers zeichnen beim zweiten Band Marc Sieber und Hans Sutter, beim dritten neben diesen beiden Gelehrten noch Andreas Tammann. – ² Vgl. über dieses Werk unseren Bericht in: Schweizer Monatshefte 42. Jg. (1962), S. 414–417. – ³ Die Amerbachkorrespondenz. Im Auftrage der Kommission für die Öffentliche Bibliothek der Universität Basel bearbeitet von Alfred Hartmann, VI. Band: Die Briefe aus den Jahren 1544–1547, aufgrund des von Alfred Hartmann nachgelassenen Manuskripts bearbeitet und herausgegeben von Beat Rudolf Jenny, Verlag der Universitätsbibliothek, Basel 1967. – ⁴ Thomas Platter d.J., Beschreibungen der Reisen durch Frankreich, Spanien, England und die Niederlande (1595–1600), hg. von Rut Keiser im Auftrag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel, Schwabe-Ver-

lag, Basel 1968. – ⁵ Andreas Burckhardt, Johannes Basilius Herold – Kaiser und Reich im protestantischen Schrifttum des Basler Buchdrucks um die Mitte des 16. Jahrhunderts (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Band 104), Helbing & Lichtenhahn, Basel und Stuttgart 1967. – ⁶ Martin Steinmann, Johannes Oporinus – ein Basler Buchdrucker um die Mitte des 16. Jahrhunderts (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Band 105), Helbing & Lichtenhahn, Basel und Stuttgart 1967. – ⁷ Ludwig Fimpel, Mino Celsis Traktat gegen die Ketzertötung – ein Beitrag zum Toleranzproblem des 16. Jahrhunderts (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Band 106), Helbing & Lichtenhahn, Basel und Stuttgart 1967. – ⁸ Leandro Perini, «Note e document su Pietro Perna libraio-tipografo a Basilea», in: Nuova rivista storica, Bd. 50 (1966), S. 145–200. Ders., «Ancora sul libraio-tipografo Pietro Perna e su alcune figure di eretici italiani in rapporto con lui negli anni 1549–1555», ebenda Bd. 51 (1967), S. 362–404.

NEUE BÜCHER ZUR SCHWEIZERGESCHICHTE (II)

Die Beziehungen zum Ausland

Heute wenden sich die jungen Schweizer Wissenschaftler vermehrt auch aussenpolitischen Fragen zu. *Arnold Biel* behandelt in seiner Basler Dissertation «Die Beziehungen zwischen Savoyen und der Eidgenossenschaft zur Zeit Emanuel Philiberts (1559–1580)» und schildert dabei anschaulich, wie nach dem Zerfall der savoyischen Macht im Waadtland und südlich des Genfersees der junge, ursprünglich für die kirchliche Laufbahn bestimmte Emanuel Philibert, der 25jährige Sieger von St. Quentin, mit dem Frieden von 1559 den savoyischen Staat wieder aufrichtet²⁸. Er versucht, seine Neutralitätspolitik zwischen Spanien und Frankreich durch eidgenössische Soldtruppen zu sichern. Seine Unterhändler werben auf der Tagsatzung um die Gunst der uneinigen Eidgenossen, die nach langwierigen Verhandlungen zum Vertrag von Lausanne 1564 bereit sind.

Die Schrift gibt die teilweise bekannten Vorgänge vor dem Abschluss eines formellen Bündnisses in neuer Sicht, zeigt die Wechselfälle europäischer Politik in der Zeit der konfessionellen Kämpfe an einem Beispiel auf und beleuchtet, in knapper Formulierung, gut und systematisch vorgetragen, ein kleines, aufschlussreiches Kapitel eidgenössischer Politik von aussen.

Wie die Sympathien für England gegen Ende des 18. Jahrhunderts auch in der Schweiz aufgekommen sind, untersucht *Thomas Grütter* in einer Studie «Johannes von Müllers Begegnung mit England, ein Beitrag zur Geschichte der Anglophilie im späten 18. Jahrhundert»²⁹. Eine erfreuliche Arbeit hat *Marianne Ludwig* geleistet. Sie überprüfte die Haltung der Schweiz gegenüber einem osteuropäischen Ereignis, das die Gemüter damals ungemein bewegte: die dritte Revolution in Polen. Die Schrift «Der polnische Unabhängigkeitskampf von 1863 und die Schweiz» ist für Leser,

die sich für Einzelheiten der schweizerischen Aussenpolitik im letzten Jahrhundert interessieren, sehr aufschlussreich³⁰. Dass die Sympathien der Eidgenossen auf der Seite der Polen standen, die für ihre Freiheit kämpften, ist bekannt. Die Verfasserin untersucht anhand der Akten, was die Haltung des Bundesrates bestimmte, welche Schwierigkeiten mit andern Staaten sie nach sich zog, und welche Verwirrung in der öffentlichen Meinung eine reichlich inkonsequente Politik mit sich brachte. Die Polenbegeisterung in der Schweiz war so gross wie das Unvermögen, die mit der Aufnahme einiger hundert polnischer Flüchtlinge verbundenen organisatorischen Fragen zu lösen. Auch die Neutralitäts- und Asylpolitik der Schweiz hat eben ihre Wechselfälle.

Wesentlich eingehender, umfassender und neuartiger sind die Untersuchungen des Berners *Urs Brand* in seiner leider nur in billigem Offset-Verfahren gedruckten Doktorarbeit, die sowohl zur Geschichte der schweizerischen Diplomatie wie zur Handelspolitik des jungen Bundesstaates beiträgt. Der Titel «Die schweizerisch-französischen Unterhandlungen über einen Handelsvertrag und der Abschluss des Vertragswerkes von 1864» besagt wenig³¹. Wenn wir berücksichtigen, dass die von Minister Kern in Paris nach jahrelanger Verhandlung mit Rouher, dem französischen Wirtschaftsdirigenten des 2. Kaiserreichs, erkämpften fünf Verträge von 1864 ein bedeutendes Kapitel der schweizerischen Handels- und Wirtschaftspolitik eröffnet haben, so darf diese Detailuntersuchung ein grösseres Interesse beanspruchen. Mit dem Handelsvertrag von 1864 erschloss sich der schweizerischen Industrie ein Absatzgebiet von bedeutendem Ausmass; die Revision des Niederlassungsvertrages von 1827 mit Frankreich brachte das Recht der freien Niederlassung auch für Juden, und damit kam die Revision der Bundesverfassung ins Rollen. Der Autor dringt mit seiner Untersuchung ins einzelne, aber gerade diese Kleinarbeit ermöglicht den genauen Einblick in die Zusammenhänge. Das Buch ist eine be-

achtliche Leistung, selbst wenn der Kenner den Akzent da und dort etwas anders setzen würde. Gelungen ist der Nachweis, dass die wirtschaftlichen Beweggründe auch in der Politik des jungen Bundesstaates nicht unwichtig sind und deutlich gezeigt werden können.

Zwei hervorragende Basler Arbeiten aus der Schule Edgar Bonjours beschäftigen sich mit den diplomatischen Beziehungen der Schweiz zu Nachbarstaaten vor dem Ersten Weltkrieg. Richtigerweise beginnt *Adolf Lacher* in seinem Buch «Die Schweiz und Frankreich vor dem Ersten Weltkrieg» die Darstellung der diplomatischen und politischen Beziehungen «im Zeichen des deutsch-französischen Gegensatzes 1883–1914» mit dem Jahr 1883, dem Jahr der Ablösung des hochverdienten Thurgauers Johann Konrad Kern durch den Neuenburger Charles Lardy auf dem wichtigsten Aussenposten der Schweiz³². Lardy gelang es, die betont guten Beziehungen der Schweiz zu Frankreich in den Jahren zu bewahren, da Bismarck anfangs der achtziger Jahre das europäische Machtgefüge umkremelte. Die Franzosen waren seit der Gründung des Dreibundes an einer neutralen Schweiz interessiert, bis ein ärgerlicher Handelsstreit tiefe Zerwürfnisse zwischen die beiden Nachbarn und die Annäherung der Schweiz an Deutschland mit sich brachte. Dass die Franzosen in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg der schweizerischen Neutralitätspolitik misstrauten, wird in der ausführlichen Schrift mit vielen Belegen unterstrichen. Lardys Stellung in Paris, die Haltung der Franzosen im Wohlgemuthhandel, die Savoyerfrage und die Auseinandersetzungen um den Bau der strategisch wichtigen Simplonlinie sind ausführlich und in ausgezeichneter Weise dargelegt, das Schlusskapitel behandelt die militärischen Beziehungen zwischen den beiden Staaten und schliesst mit französischen Urteilen über die Schweizerarmee vor dem Jahr 1914. Eine grosse, umfassende Arbeit, die möglichst bald durch eine biographische Würdigung von Charles Lardy zu ergänzen wäre.

Gleichwertig tritt ihr die Untersuchung

von *Rudolf Dannecker* über «Die Schweiz und Österreich-Ungarn – Diplomatische und militärische Beziehungen von 1866 bis zum Ersten Weltkrieg» zur Seite³³. Die Eidgenossenschaft war in Wien zuerst durch den Sankt Galler Landammann Arnold Otto Aepli vertreten, nachher durch Johann Jakob Tschudi und schliesslich durch die Berufsdiplomaten Alfrèd de Claparède, Fernand du Martheray und Joseph Choffat. Mit den teuren Lebensbedingungen und höfischen Gepflogenheiten konnten sich die Vertreter der Schweiz in Österreich-Ungarn ebenso wenig befreunden wie die österreichischen Barone und Grafen mit den bescheidenen, republikanischen Formen in Bern. Doch wichtiger als persönliche Urteile sind die Sachfragen, die der junge Verfasser genau und zuverlässig untersucht: Wie sich Österreich zur schweizerischen Bundesreform von 1872/74 verhielt, warum die Schweizer 1866 das Veltlin zurückhaben wollten, wie die Beziehungen zwischen den beiden Staaten durch die Umtriebe der Anarchisten belastet wurden, ist in vorbildlicher Weise dargelegt. Trotz der Ermordung der Kaiserin Elisabeth 1898 in Genf blieben die Österreicher der Schweiz gegenüber meist objektiv, während die Italiener nach der Jahrhundertwende zu schärfsten Anklagen ausholten. Aufs gründlichste werden in dem empfehlenswerten Buch die Verhandlungen von Generalstabschef Theophil von Sprecher mit österreichischen Armeestellen im Jahre 1907 überprüft, die nach dem Weltkrieg zur Behauptung Anlass gaben, die Schweiz habe mit dem östlichen Nachbarstaat ein Militärabkommen abgeschlossen. Ein formelles schriftliches Dokument lässt sich nicht nachweisen, aber die vorhandenen Quellen lassen darauf schliessen, dass von Sprecher in seinen Gesprächen mit den Österreichern doch sehr weit ging. Der gleiche Verfasser hat in einer anregenden Skizze, die 1967 in der Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte erschienen ist, «Die Beziehungen zwischen der Schweiz und Italien vor dem Ersten Weltkrieg» umrissen und einige Streiflichter auf die Silvestri-Affäre und die

italienische Irredenta geworfen³⁴. Solche Arbeiten sind Bausteine zu einer Geschichte der schweizerischen Aussenpolitik, und weil sich die Bürger des Landes zu wenig darum kümmern, wäre den Publikationen eine breitere Streuung zu wünschen.

Festgaben und festliche Gaben

Die Geschichtsfreunde in der Schweiz haben sich von der 850 Seiten starken Festgabe *Hans von Greyerz* noch nicht ganz erholt, die dem hochverdienten Berner Ordinarius aus hoher Achtung, Dankbarkeit und Freundschaft zu seinem 60. Geburtstag übergeben worden ist³⁵. Sie vereinigt 46 Arbeiten aus dem Spezialgebiet der Beiträger. Nicht wenige würden eine ausführliche Besprechung verdienen, so etwa *Gerhart Schürchs* beachtenswerte Gedanken über «Geschichtsbewusstsein und Politik», *Hermann Böschensteins* interessanter Bericht über «Geschichtsforschung und Staatsgeheimnis» oder auch *Beat Junkers* Untersuchung über «Memoiren als Quelle zur Geschichte der schweizerischen Politik», die mit einer wertvollen Liste der schweizerischen Memoiren seit 1848 schliesst. Bernische, schweizerische und allgemeine Geschichte leuchtet auf, dazu sind Aufsätze zur Archiv- und Bibliothekkunde neben Untersuchungen zu Sprache, Literatur und Kunst in bunter Fülle aufgenommen worden. Ein köstliches, gewichtiges und auch teures Buch!

Ein gutes Jahr später feierte der Basler Ordinarius für Schweizergeschichte seinen 70. Geburtstag. Die Festgabe für *Edgar Bonjour*, von Marc Sieber herausgegeben, erhielt den neckischen Titel «Discordia concors», ein Stichwort, das *Werner Kaegi* in seinem gehaltvollen Beitrag «Vom Mythos Basels und von der Europa-Idee Jacob Burckhardts» geprägt hat³⁶. Die 34 Arbeiten der Kollegen und Schüler des Geehrten sind auf zwei gut ausgestattete Bände verteilt und in eine Kassette verpackt worden; man hat weder Kosten noch Mühe gescheut und es an nichts fehlen lassen. Unter den Arbeiten zur Schweizergeschichte wären die «Bemerkungen zum

Geschichtsbild in der alten Eidgenossenschaft» des verstorbenen *Hans Georg Wackernagel* zu erwähnen, in denen das Bildwerk der alten Chronisten gedeutet und eine Verbindung «von eidgenössischer Sinnesweise mit ritterlicher Anschauung» gezogen, eine verblüffende Ähnlichkeit der Lebensformen im Mittelalter mit dem adeligen Dasein festgehalten wird, was vielleicht doch nicht ganz passt zu jenen Theorien, die besagen, die alten Eidgenossen hätten einen unregelmässigen, unbändigen und meist undisziplinierten Raubkrieg geführt. Der Beitrag von *Werner Meyer-Hofmann* über «Burgenbruch und Adelspolitik im alten Bern» huldigt eher dieser Ansicht. *Leonhard von Muralt* äussert sich mit höchster Kompetenz «Zum Problem der Theokratie bei Zwingli», und *Markus Mattmüller* weist ausführlich auf «Pierre Coullery und die Anfänge der Arbeiterbewegung im Kanton Bern» hin. Auch in der Festgabe *Bonjour* fehlen die Aufsätze zum Archivwesen, zur Literatur- und Kunstgeschichte nicht. Nur schade, dass der Doppelband neben wertbeständigen Beiträgen auch einzelne Zeitschriftenaufsätze enthält, in denen tagesjournalistisch polemisiert wird, was bei der Vornehmheit der Gesinnung des Jubilars auch durch den Titel der ihm gewidmeten Festgabe nicht entschuldigt wird.

Zwei Wochen später feierte ein Schaffhauser Historiker seinen 70. Geburtstag. Die Festschrift für *Karl Schib*, herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons Schaffhausen, versehen mit einer ausgezeichneten, von Regierungsrat *Hermann Wanner* geschriebenen Laudatio, umfasst in den 22 Beiträgen ein weites Feld, nämlich Aufsätze zur Kirchen-, Kunst-, Siedlungs-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte des Landes³⁷. Einzelne gar führen über die Landesgrenzen hinaus, unter den übrigen herrschen die Beiträge zur aargauischen und schaffhausischen Geschichte vor. Wir dürfen wenigstens auf die von *Jean Jacques Siegrist* gemachten Beobachtungen «Zur Eroberung der gemeinen Herrschaft ‹Freie Ämter› im Aargau durch die Eidgenossen», auf *Eduard Vi-*

schers kenntnisreichen, wohlabgerundeten Beitrag über «I. P. V. Troxler als aargauischer Parlamentarier» und auf die tiefgründigen Gedanken des eben zurückgetretenen Zürcher Wirtschaftshistorikers *Max Silberschmidt* zum Thema «Das Bevölkerungswachstum – eine Herausforderung unserer Zeit» hinweisen. Das beigelegte Verzeichnis der Veröffentlichungen *Karl Schibs* umfasst 20 Seiten und bezeugt das imposante Lebenswerk eines fleissigen Mannes, der als Wissenschaftler, Publizist, Lehrer an der Kantonsschule Schaffhausen und vielseitiger Anreger für seinen Wohnkanton viel geleistet und die Ehrung durchaus verdient hat.

Verzeichnen wir noch eine Festgabe, welche die politischen Freunde alt Bundesrat *Max Weber* zum 70. Geburtstag gewidmet haben: «Im Kampf um soziale Gerechtigkeit», ein Buch, das sowohl Webers eigene Schriften in Auswahl als auch Aufsätze der Gefährten bringt³⁸. Zur Geschichte der Arbeiterbewegung in der Schweiz tragen einzelne bei, so etwa *Paul Schmid-Amman* mit seinem Beitrag über die Anfänge der sozialdemokratischen Partei und ihre Entwicklung vom Klassenkampfdenken zum demokratischen Sozialismus.

Von Zeit und Streit

Seltsam, wie in den Arbeiten zur Schweizergeschichte die Auseinandersetzungen vergangener Epochen immer wieder nachwirken. Auch die scheinbar objektivste Darstellung kommt nicht aus ohne Wertung, ohne Wahl von Zitaten, ohne Urteile, und wer die Ereignisse aus den früheren Bedingungen und Verhältnissen verstehen möchte, verwendet in vielen Fällen die Begriffe, die damals galten. Vorurteilslose Darstellungen sind selten, vielleicht kaum möglich, doch die Hauptsache ist, dass die Verfasser behutsam und möglichst gerecht an den Stoff herantreten. Aus dem Schrifttum jener Kampfjahre im 19. Jahrhundert, die der Eidgenossenschaft eine neue, moderne Staatsform brachten, sucht *Regula Renschler* die «fortschrittlichen», nach ihrer

Meinung um Änderung des Bestehenden bemühten Stimmen heraus. Ihr Buch «Die Linkspresse Zürichs im 19. Jahrhundert» will festhalten, wie sich diese Kräfte publizistisch geäußert haben³⁹. Die pressegeschichtliche Untersuchung geht den Erscheinungsformen solcher «linker» Organe nach. Die Linkspresse ist nämlich nicht immer oppositionell, nicht alle Zeitungen rütteln am Bestehenden. Im besondern zieht die Verfasserin die Anfänge der Arbeiterpresse in Zürich ans Tageslicht, doch wird sie weder der liberalen Tradition und Führung noch der demokratischen Bewegung Zürichs gerecht. Aber das Buch erreicht mit einer Fülle von Hinweisen auf Materialien, mit seinem Personenregister und dem Index der Zeitungen seinen Wert. Dem Bericht beigegeben ist eine rührende Geschichte «Die Macht der Arbeit», das erste Beispiel eines «sozialistischen Romanfeuilletons», verfasst von einem Friedrich Mann. Das ist niemand anders als ein Lehrer und Rektor der Thurgauischen Kantonsschule in Frauenfeld, der als deutscher Flüchtling und Sozialreformer in der Schweiz begann und als deutscher Hofrat und hochverdienter Schuldirektor in Würzburg endete.

Als ein «Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Meinung im geistigen Kampf des Ersten Weltkrieges» ist die Zürcher Dissertation von *Gustav A. Lang* erschienen, die unter dem Titel «Kampfplatz der Meinungen», die in der «Neuen Zürcher Zeitung» der Jahre 1914 bis 1919 stehenden Kontroversen um Kriegsursachen und Friedensmöglichkeiten festhalten möchte⁴⁰. Die eingehende und interessante Studie beschränkt sich auf ein repräsentatives Blatt und seinen ausgezeichneten Mitarbeiterstab, unter denen einige hervorragende Männer mit Recht besonders aufmerksam verfolgt werden: Prinz Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Otfried Nippold, Romain Rolland, Armand Aulard oder Friedrich Wilhelm Foerster. Auffallend stark ist der Anteil pazifistischer Stimmen, darum ist auch die Auseinandersetzung lebhaft und tiefgründig. Die eindrucksvolle Arbeit mündet aus in ein aus-

gezeichnetes Kapitel über «Völkerrecht und Völkergemeinschaft». Das Personenregister erlaubt weitere Blicke in eine erregende Zeit, die in der würdig ausgestatteten Publikation auf höchst anregende Weise in Erinnerung gerufen wird.

Auch in der von *Augusta Weldler-Steinberg* begonnenen, von Florence Guggenheim-Grünberg bearbeiteten und ergänzten «Geschichte der Juden in der Schweiz», die mit dem vorliegenden ersten Band vom 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts führt, werden Auseinandersetzungen beschrieben, die alles andere als erfreulich waren⁴¹. Wiederholt wurden die jüdischen Bewohner der Kleinstädte und Dörfer von den Behörden, dem Landvogt oder der Einwohnerschaft drangsaliert, bis in der Aufklärung der Humanitätsgedanke da und dort eine judenfreundliche Stimmung ermöglichte. Die staatsbürgerlichen Rechte blieben lange Zeit auf die Christen beschränkt, die Emanzipation der Juden liess auf sich warten. In dem sachlichen Bericht ist viel kulturgeschichtliches Material zum ersten Male verarbeitet worden, das Buch empfiehlt sich durch eine leidenschaftslose, kluge und massvolle Darstellung.

Aus Zeit und Streit berichtet auch ein anderes Buch, nämlich das Prachtwerk von *Hugo Schneider* über die Schweizer Uniformen: «Vom Brustharnisch zum Waffenrock – Das Wehrkleid des Schweizer Soldaten 1650 bis 1915»⁴². Da werden zum ersten Male die Uniformen aufgeführt, die in der Eidgenossenschaft seit dem Dreissigjährigen Krieg getragen wurden. Text und grossformatige Bildtafeln, darunter 48 Farbreproduktionen, ergänzen sich aufs beste, der beigelegte Katalog erläutert knapp und doch umfassend die verschiedenen Uniformen und ihre Einzelteile. 250 Jahre schweizerischer Militärgeschichte werden lebendig in dem vorbildlich ausgestatteten zweisprachigen Band, der ein kulturgeschichtliches Schauvergnügen ermöglicht. Nicht als Geschichtswerk, nur als Beitrag zur zeitgeschichtlichen Literatur will das Buch «Zwischen allen Fronten» aufgefasst werden, das der Journalist *Alphons Matt* aus dem Material des «Bü-

ros Ha», soweit es ihm zur Verfügung stand, zusammengestellt hat⁴³. Es erinnert an die Zeiten des Zweiten Weltkrieges in der Schweiz, an die Schwierigkeiten einer überlegenen, klaren Lagebeurteilung und streicht die Rolle des von einem guten Schweizer geleiteten Nachrichtenbüros genügend hervor, zum Glück ohne die Quellen dieser Zentrale preiszugeben. Wie im Buch von *Otto Pünter* mit dem Titel «Der Anschluss fand nicht statt»⁴⁴ und früheren Publikationen wird im neuen Buch nur ein Ausschnitt aus dem tatsächlichen Geschehen mitgeteilt, aber kleine Mosaiksteine können mit der Zeit auch ein Gesamtbild ergeben.

Geschichte fürs Volk

Damit sich die Bürger von unserer Vergangenheit Rechenschaft geben können, müssen sie Zugang zur Literatur haben. Geschichte soll auch in die Breite wirken, nicht einem engen Kreis von Fachwissenschaftlern allein vorbehalten sein. Immer wieder werden Versuche gemacht, die Schweizergeschichte volkstümlich darzustellen. Das ist zu begrüßen, sofern die Grundlagen einwandfrei sind, die Erzählung auf genauer Quellenkenntnis beruht. Leider ist dies nicht immer der Fall, werden Darstellungen veröffentlicht, die genauer Überprüfung kaum standhalten. An wohl gelungenen Versuchen, die Geschichte der Schweiz zu veranschaulichen und dem Volk, vor allem der Jugend nahe zu bringen, fehlt es nicht: die Reihe geht von Jeremias Gotthelf über Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer bis zu Meinrad Inglin, wenn wir die Dichter mit einbeziehen, und von Johannes Jegerlehner, Meinrad Lienert bis *Arnold Jaggi*, der in einem bisher auf drei Bände angewachsenen Werk «Auf dem Wege zur Freiheit» die Schweizergeschichte der Jugend erzählt⁴⁵. Wohl gelungen scheint uns auch das von *Franz Meyer* früher geschriebene, von Godi Hofmann illustrierte Werk «Wir wollen frei sein», das in zwei Bänden die Schweizergeschichte von der Urzeit bis 1648 erzählt⁴⁶. Nun wird ein neues volks-

tümliches Geschichtsbuch auf den Markt geworfen, in dem drei Lehrer, *Konrad Bächinger*, *Josef Fisch* und *Ernst Kaiser*, ihren Schülern den Weg der Schweiz von der Urzeit bis zur Gegenwart in 385 Geschichtsbildern erzählen: «Lasst hören aus alter Zeit» heisst das 672 Seiten starke und reich ausgestattete Buch, das mit vielen Photographien und einer Reihe leider nicht überall geglückter Zeichnungen versehen ist⁴⁷. Der Fachhistoriker müsste zu diesem und jenem seine Vorbehalte anbringen, wird aber den guten Willen der Herausgeber durchaus anerkennen und ihre erfreulich aufbauende Haltung wohlwollend vermerken.

Das Bedürfnis nach einer volkstümlicheren Darstellung besteht auch in den Fachkreisen. Die Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz will durch eine Reihe in sich geschlossener Arbeiten den historisch interessierten Leser erreichen und mit den Ergebnissen der modernen Forschung vertraut machen. Schon liegen die ersten handlichen Bändchen der «Monographien zur Schweizer Geschichte» vor, von *Walter Schmid* umsichtig betreut⁴⁸. Neben der bereits genannten Einführung in das mittelalterliche Rittertum durch Hugo Schneider – «Adel – Burgen – Waffen» – behandelt *Jean-François Bergier* «Problèmes de l'histoire économique de la Suisse» und *Louis Carlen* umreisst souverän und auf sehr knappem Raum die «Rechtsgeschichte der Schweiz». Der Reihe gesamtschweizerischer Darstellungen soll sich eine Serie kurzgefasster Kantons geschichten anschliessen. *Eugen Gruber* gibt in seiner «Geschichte des Kantons Zug» ein anschauliches, treffliches Beispiel. *Vivant sequentes!*

Beinahe unüberblickbar ist die Literatur zur Schweizergeschichte, die Jahr für Jahr in der Tagespresse, in Zeitschriften und Jahrbüchern erscheint. Die «Bibliographie der Schweizergeschichte», in verdienstlicher Weise herausgegeben von der Schweizerischen Landesbibliothek in Bern, gibt darüber ausführlich Bescheid⁴⁹. Nennen wir am Schluss unseres leider lückenhaften und sehr summarischen Be-

richtes wieder einmal als Beispiel die vierteljährlich erscheinende «Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde»⁵⁰. Wir haben im letzten Heft (1/1969), einer Festgabe zum 50. Neuenegg-Schiessen, einen lesenswerten Aufsatz über «Die Geschehnisse des Regimentes Sternenberg und die Kämpfe um Neuenegg im Jahre 1798» von *Hans A. Michel* entdeckt, dürfen auf eine «Kleine Medizinalgeschichte Berns» von *Walter Nussbaum* (Heft 2/1968) aufmerksam machen und freuen uns über ein kleines historiographisches Kabinett-

²⁸ Basler Beiträge ... Band 107, Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel-Stuttgart 1967. – ²⁹ Gleiche Reihe Band 109 (1967). – ³⁰ Gleiche Reihe Band 112 (1968). – ³¹ Verlag Herbert Lang & Cie AG, Bern 1968. – ³² Basler Beiträge ... Band 108 (1967). – ³³ Gleiche Reihe Band 102 (1966). – ³⁴ 17. Jahrgang 1967, S. 1–59. – ³⁵ Festgabe Hans von Greyerz zum 60. Geburtstag, 5. April 1967, hg. von Ernst Walder, Peter Gilg, Ulrich Im Hof, Beatrix Mesmer, Verlag Herbert Lang, Bern 1967. – ³⁶ *Discordia Concors*, Festgabe für Edgar Bonjour zu seinem 70. Geburtstag, 21. August 1968, hg. von Marc Sieber, 2 Bände, Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel-Stuttgart 1968. – ³⁷ Festschrift Karl Schib zum 70. Geburtstag, 7. September 1968, hg. vom Historischen Verein des Kantons Schaffhausen, Druck und Verlag Karl Augustin, Thayngen 1968. –

stück, das *Richard Feller* vor mehreren Jahrzehnten gelungen ist: «Der Bauer im Werden und Wachsen der Eidgenossenschaft» (Heft 3–4/1967). Was in Archiven und Bibliotheken, in Museen und Schulen geleistet wird, um die Schweizergeschichte in ihrer Fülle und Vielfalt zu erfassen, dient dem Land, wenn es auf so ansprechende Weise ans Volk herangetragen wird.

Albert Schoop

Abgeschlossen Ende März 1969

³⁸ Max Weber, *Im Kampf um soziale Gerechtigkeit – Combat pour la justice sociale*, Beiträge von Freunden und Auswahl aus seinem Werk, *Contribution de ses amis et choix de ses œuvres*, Verlag Herbert Lang, Bern 1967. – ³⁹ Europa-Verlag, Zürich 1967. – ⁴⁰ Buchverlag der «Neuen Zürcher Zeitung», 1968. – ⁴¹ Band I: *Vom Schutzbrief zur Judenkorporation*, Schweizerischer Israelitischer Gemeindebund 1966. – ⁴² Verlag Huber, Frauenfeld 1968. – ⁴³ Verlag Huber, Frauenfeld 1969. – ⁴⁴ Verlag Hallwag Bern 1967. – ⁴⁵ 3 Bände, Verlag Paul Haupt, Bern 1962, 1966, 1967. – ⁴⁶ Verlag Sauerländer, Aarau 1965. – ⁴⁷ Walter-Verlag, Olten-Freiburg im Breisgau 1968. – ⁴⁸ Francke Verlag, Bern 1968. – ⁴⁹ Verlag Eidgenössische Drucksachen- und Materialzentrale, Bern. – ⁵⁰ Versand: Paul Haupt, Bern.

GESCHICHTE VON BÜLACH

Im alten Staate Zürich nahmen die kleinen Städte wie Kyburg, Grüningen, Greifensee, Regensberg und Eglisau ihren bestimmten Platz ein. Sie entstanden in Anlehnung an eine Burg und verdankten ihren Ursprung einem adeligen Gründergeschlecht, sind aber in einzelnen Fällen wie die durch den Alten Zürichkrieg verkümmerten Städtchen Kyburg und Greifensee nicht zu wirtschaftlicher Bedeutung gekommen. Anders lagen die Dinge bei Elgg und Bülach, die in der Spätzeit der Stadtwerdungswelle den Rang einer Kleinstadt erreichten.

Kurz vor dem Sempacherkrieg hatte Herzog Leopold III. von Österreich im Zuge der planmässigen Vermehrung seiner bewaffneten Stützpunkte die Dörfer Elgg (1370) und Bülach (1384) zu Städten erho-

ben; sie wurden mit einem Mauerring umgeben und mit städtischem Recht begabt. Nach der politischen Emanzipation der Zürcher Landschaft im 19. Jahrhundert hat sich – natürlich von dem grösseren Winterthur abgesehen – von diesen Kleinstädten Bülach weitaus am stärksten gewandelt. Es ist das Verdienst *Walter Hildebrandts*, diesen Entwicklungsgang und die Stadtgeschichte im ganzen Umfang mit grosser Sachkenntnis und mit Auswertung aller Quellen dargestellt zu haben¹.

Um es gleich vorwegzunehmen: es waren verschlungene Ereignisse bis zum Übergang an den Stadtstaat Zürich. Erst 1384 erwarb die Herrschaft Österreich vom Markgrafen Otto von Hachberg, einem ihrer Parteigänger, das Dorf Bülach, um

es sofort nach dem Muster von Stadt und Burg zu Winterthur zur Stadt zu erheben. Schon 1409 aber verzichtete Österreich auf Bülach und überliess es pfandweise der Stadt Zürich. Die frühesten Stadtherren waren die Freiherren von Tengen, und ihnen unterstand im Siedelungsraum von Bülach eine bedeutende Ortschaft, doch ist diese in den schriftlichen Quellen nur spärlich greifbar. Immerhin war ein Dietrich von Bülach im Jahre 1044 Zeuge bei der Vergabung eines Erbgutes zu Embrach, eines Vorganges, der in die von Paul Kläui festgestellte «hochmittelalterliche Adels-herrschaft im Zürichgau» einzuordnen ist. Die Überlegungen Hildebrandts zur älteren Geschichte von Bülach und des Zürcher Unterlandes sind ein gut gelungenes Stück eindringender Forschung.

Die Hälfte des Buches ist den letzten hundert Jahren und der Gegenwart gewidmet: Grundzüge der Ortschaft, die Arbeitsgebiete der Bewohner von Bülach, Erziehung und Bildung, Ordnung und Verwaltung, Glaube und Kirche ziehen in lebendigen Bildern am Auge des Lesers vorbei. Dass die mit starken Impulsen eindringende Industrialisierung den Charakter des Ortes veränderte, und dass es eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten gab, die als politische Führer hervortraten, sei nur am Beispiel des Nationalrates und Redaktors Friedrich Scheuchzer und des

Dichters, Nationalrates und Redaktors Fritz Bopp mit seinem Kampf für die Selbsthilfe der Bauern erhärtet.

Im Anhang werden wichtige Urkunden im Wortlaut gedruckt, beginnend mit der Verleihung von Gütern in Bülach durch den Abt von St. Gallen, ausgefertigt im Jahre 828. Noch einmal zurück zu den ältesten Ereignissen: Die heutigen Grabungen im Innern der Kirche von Bülach lassen ein frühmittelalterliches christliches Adeligengrab erkennen, das mit dem Bau des ersten Gotteshauses ins 7. Jahrhundert zu datieren ist. Zur Merowingerzeit muss also in der Bewohnerschaft des Zürcher Unterlandes eine durch Besitz gehobene Schicht von Grundherren ausgedehntes Eigengut besessen haben, denen das Vorrecht zukam, im Innern der Kirche ihre letzte Ruhestätte zu finden. Man darf gespannt sein, wie sich die weiteren Ergebnisse der Bodenforschung auf unsere Kenntnis des Frühmittelalters in der Gegend von Bülach auswirken werden. Dem um die Erhellung der Vergangenheit verdienten Verfasser darf für seine reichhaltige Geschichte der einstigen Kleinstadt der Dank aller Freunde der Heimatgeschichte dargebracht werden.

Anton Largiadèr

¹Walter Hildebrandt, Bülach – Geschichte einer kleinen Stadt in Zeitbildern, Grundzügen und Urkunden, Verlag W. Vogel, Winterthur 1967.

EINE GESCHICHTE DER «NATIONALEN FRONT»

Die verschiedenen Erneuerungsbewegungen, die im Schatten von Faschismus und Nationalsozialismus in unserem Lande eine Rolle spielten, bilden eines der «heissen Eisen» in der jüngsten Schweizergeschichte. Es ist verdienstlich, dass nach einer Reihe von mehr journalistisch-literarischen Schriften nun allmählich auch wissenschaftliche Arbeiten über jene Erscheinungen publiziert werden. Sie dürfen

ihrerseits mit einigem Interesse in der Öffentlichkeit rechnen. Es kann somit nicht verwundern, dass eine Zürcher Dissertation von *Walter Wolf*, die sich mit dem Frontismus befasst, von einem Verlag auf den Büchermarkt gebracht worden ist¹.

Das Buch bietet die erste wissenschaftliche Monographie über die «Nationale Front», die im Vordergrund der deutschschweizerischen Erneuerergruppen stand².

Es beschreibt die Entwicklung aus den beiden Wurzeln, der stark akademischen «Neuen Front» und der mehr proletarischen «Nationalen Front», über deren vereinigten Aufschwung im «Frontenfrühling» zu Stagnation und Niedergang, die im März 1940 die Selbstaflösung zur Folge hatten. Daran fügt sich die kürzere Geschichte der als Neuauflage gekennzeichneten «Eidgenössischen Sammlung», die 1943 vom Bundesrat verboten wurde. Das Schwergewicht der Darstellung liegt aber nicht auf dem Ablauf der Ereignisse, sondern auf der Charakterisierung der Front, die namentlich aus den Äusserungen ihrer Mitglieder und ihrer Presseorgane gewonnen wird; ausgiebig kommt ferner die Auseinandersetzung mit ihren Gegnern, deren massgebende Persönlichkeiten deutlich sichtbar werden, zur Geltung.

Wie Titel und Untertitel andeuten, wird – freilich nur in knapper Skizzierung – auch das bunte Spektrum der übrigen Fronten, Bünde und Bewegungen, die damals auftraten – mindestens für das Gebiet der deutschen Schweiz – vorgeführt. Dabei versucht der Verfasser eine Gliederung nach Gruppen mit und ohne Bindung an das Ausland, und er hebt die Fronten durch die Kennzeichnung als vom Faschismus oder Nationalsozialismus beeinflusste Organisationen von den Parteien und ihren Jugendbewegungen (Jungkonservative, Jungliberale) ab. Diese Klassierung der einzelnen Gruppen erscheint allerdings nicht ganz geglückt; eine eindeutige Zuordnung wird namentlich dadurch erschwert, dass das Verhältnis zum Ausland bei einigen im Lauf der Jahre Veränderungen erfuhr. Für die Nationale Front wird die Frage der geistigen und organisatorischen Bindung an das nationalsozialistische

Deutsche Deutschland eingehender untersucht; vielleicht hätte man hier noch etwas stärker nach einzelnen Personen differenzieren können.

Der Verfasser legt erhebliches Gewicht auf eine Wertung der zitierten Äusserungen und geschilderten Handlungen; dabei bekennt er sich zum «freiheitlichen und demokratischen Rechtsstaat». Dieses Bemühen bringt ihn freilich in eine doppelte Gefahr: Auf der einen Seite vermisst man hier und da die erklärende Analyse, auf der andern stösst man auf gelegentliche Inkonsequenzen in der rigorosen Durchführung des Wertungsprinzips. Die «Hitze» des Eisens besteht ja eben darin, dass viele der damaligen Akteure noch leben, was zu einer gewissen Diskretion oder dämpfenden Nuancierung Anlass geben kann. Es ist allerdings dem Verfasser zuzubilligen, dass er sich nicht scheut, hin und wieder auch eine prominente Persönlichkeit oder ein angesehenes Presseorgan in ungünstigem Lichte zu zeigen.

Die Darstellung lässt in reichlichem Masse die Quellen selber sprechen. Sie wirkt dadurch sehr zeitnah. Allerdings wird bei der Kombination eigener und zitierter Äusserungen der streng wissenschaftliche Massstab bisweilen etwas zu wenig beachtet. Anzuerkennen bleibt, dass der Verfasser, wie er betont, sämtliche in der Schweiz auftreibbaren Quellen über die Nationale Front – mit Ausnahme der gesperrten Bundesakten – verwertet hat.

Peter Gilg

¹Walter Wolf, Faschismus in der Schweiz. – Die Geschichte der Frontenbewegungen in der deutschen Schweiz, 1930–1945, Flamberg Verlag, Zürich.
– ²Eine Basler Dissertation von Beat Glaus, Die Nationale Front, ist vom Benziger Verlag, Einsiedeln, angekündigt worden.

* * *

BERNT VON HEISELER

Am 24. August dieses Jahres ist *Bernt von Heiseler* in seinem Haus in Brannenburg am Inn plötzlich gestorben. Der Sohn des Dichters *Henry von Heiseler* erreichte nur ein Alter von 63 Jahren. Als Lyriker, Dramatiker, Erzähler, Romancier und Essayist hat er sich seine Stellung im Schrifttum der Gegenwart erworben. Es schiene verfrüht, den endgültigen Ort, der ihm innerhalb der deutschen Literatur der Gegenwart zukommen wird, festzulegen. Heiseler's Wirken beschränkte sich überdies nicht nur auf das geschriebene Werk, er wurde, vor allem im letzten Jahrzehnt, nicht müde, durch Vorträge und Vorlesungen unmittelbar zu den Menschen zu sprechen. Diesem Wirken war ein Zug des leidenschaftlichen Bekenntums eigen, Heiseler war erfüllt von dem Auftrag, die Menschen an den hohen Sinn des Daseins zu erinnern. Dem zur Mode gewordenen Nihilismus unserer Gegenwart setzte er einen Glauben an den ewigen Auftrag des Menschen entgegen. Die hier zum Ausdruck kommende geistige Haltung tritt uns in seinem Werk, vor allem in den beiden Romanen «*Die gute Welt*» und «*Die Versöhnung*», aber auch in den Dramen und nicht zuletzt in den «*Gesammelten Essays*» entgegen von denen hier zu sprechen ist¹.

Heiseler hat lebenslang Essays geschrieben, sei es aus der Freude an dieser Kunstform, sei es in der Absicht, die ihm teuren Gestalten der deutschen Vergangenheit ins Bewusstsein der Menschen zu rufen, oder auch auf Zeitgenossen hinzuweisen, die ihm innerlich verwandt waren oder persönlich nahe standen. Schliesslich hat er auch Essays verfasst, die sich mit theoretischen Problemen der Dichtung und der Ästhetik beschäftigen. Er hat diesem Teil der Essays bezeichnenderweise den Titel «*Feldzeichen*» gegeben im Gegensatz zu den anderen, die er «*Figuren*» und «*Formen*» überschrieb. Der Titel «*Feldzeichen*» deutet auf einen bestimmenden Zug im Wesen des Verfassers hin, er erinnert

an seine geistig-militante Haltung, die in den letzten zwanzig Jahren immer wieder zutage trat und manche Missverständnisse und Widersprüche auslöste. Heiseler war auf eine nachhaltige Weise der abendländischen, vorab der deutschen Tradition verpflichtet. Das zeigen die zahlreichen Arbeiten, die sich mit Dichtern unserer deutschen Vergangenheit beschäftigen, wobei diese Gestaltenreihe von Walther von der Vogelweide bis zu Heiseler's Vater reicht. Was die Form dieser Arbeiten angeht, so stellen nicht alle Beiträge Essays im strengen Sinn des Wortes dar, manche wären eher Aufsätze oder auch Marginalien zu nennen, im zweiten Band vor allem finden sich zahlreiche Buchreferate, die kaum vor dem Anspruch, die wir an einen Essay stellen müssen, standhalten. Was aber den Gehalt der beiden Bände angeht, so erkennen wir, dass sich in ihnen ein Dichter unserer Zeit mit der Vergangenheit auf eine Weise auseinandersetzt, die heute selten geworden ist. Mit Recht ist Heiseler von einer echten Sorge um die Zukunft unseres geistigen Erbes erfüllt, mit Leidenschaft erinnert er darum die Deutschen an die gültigen Werte ihrer Dichtung. Er tut es nicht unkritisch, es kann geschehen, dass er auch einzelnen Werken der Klassiker höchst kritisch gegenüber tritt. Dort aber, wo er zustimmt, wo er sich, nach dem Gehalt wie nach der Form, bekennen kann, empfinden wir das Feuer seiner Hingabe, die Glut seines Bekenntums. Hier wird der Essayist und Liebhaber, der Deuter und Kritiker, der Hüter und Wächter des Erbes zum Pädagogen, der seine «*Feldzeichen*» errichtet. Hier ist auch die Stelle, wo ihm die Gegner Nationalismus vorwarfen. Der Leser der beiden Essay-Bände tut gut daran, die unter dem Titel «*Feldzeichen*» zusammengefassten Arbeiten vorweg zu lesen. Hier spricht der Dichter, dessen Lebenswerk auf ein tathaftes und lebensnahes Christentum gegründet war. Viele brennende Probleme von Sprache und Dichtung werden hier angerührt, ihre

Lösung zwingt uns Respekt ab vor dem Ernst, mit dem ein Standpunkt wahrgenommen und vertreten wird.

Für Heiseler gab es kein unverbindliches Spiel mit Formen, er forderte stets vom Dichter den Einsatz seines ganzen Seins, er erwartete, dass seine Arbeit geprägt werde durch das Wissen um die Verantwortung, die er mit der Veröffentlichung seines Werkes auf sich nimmt. Dem Nihilismus, der so viele literarische Äußerungen unserer Zeit prägt, setzte er seinen Glauben an den hohen, im ewigen verankerten Sinn unseres Daseins entgegen. Dass er nicht eng war in seinen Forderungen, zeigte die Weite seiner Anteilnahme auch am zeitgenössischen Schrifttum. Verständlich war es, dass ihm gewisse Erscheinungen fremd bleiben mussten. Um so nachdrücklicher bekannte er sich dort, wo er Kräfte am Werke sah, die nach seiner Auffassung unserer Gegenwart förderlich erschienen. Er schreckte dabei vor keinem Engagement zurück. Erfüllt von dem Gefühl der Verantwortung gab Heiseler seit dem Jahr 1959 ein Jahrbuch «*Der Kranich*» heraus. In ihm veröffentlichte er Lyrik, Erzählungen und Dramen von bekannten und unbekanntem Dichtern, bei denen er das Dichterische in der von ihm vertretenen Weise wirksam fühlte.

Wer Heiseler persönlich kannte, weiss, dass er mitunter darüber klagte, sein dramatisches Werk finde nicht *die* Beachtung, die er sich dafür wünschen musste, da er sich – vielleicht als Erbe seines Vaters – in erster Linie als Dramatiker empfand. Seine Dramen, die in den Jahren 1949–1951 gesammelt erschienen, sollen nun wieder in einer neuen Ausgabe vorgelegt werden, von der der erste Band «*Chorische Dramen*» soeben herausgegeben wurde². Indessen haben die dramatischen Arbeiten durchaus die Beachtung gefunden, die sie verdienen. Beispielsweise wurde in den vier-

ziger Jahren die Tragödie «*Cäsar*» bis zu ihrem Verbot als ein Werk des deutschen Widerstands empfunden und aufgeführt. Auch andere Dramen, vor allem «*Der Bettler unter der Treppe*» und «*Der Bogen des Philoktet*» fanden einen Weg auf die Bühnen. Dass die Theater der Gegenwart ihnen nicht die Aufmerksamkeit entgegenbringen, die sie nach ihrer dichterischen Qualität verdienen, liegt an den Zeitverhältnissen. Die Zeitgenossen erwarten vom Theater unmittelbare Auseinandersetzung mit brennenden Zeitproblemen, das in Versen geschriebene Drama hohen Stils ist ihnen fremd. Auch das Ethos, das die Dramen Heiseler prägt, ist den Strömungen entgegengesetzt, die im Augenblick das Zeittheater bestimmen. Heiseler hat diese Situation wohl erkannt, als er schon 1949 in der Vorrede zu der Ausgabe seiner Dramen schrieb: «Das Gleichnis der Kunst wird als solches kaum noch vernommen, es müsste unter sich hinunter, müsste sich selbst kommentieren, um sich vernehmlich zu machen, aber damit gibt es nicht nur seine Würde, es gibt sein Wesen auf. Denn das Gleichnis ist ja nicht, was zur Sache als Umschreibung hinzukommt, so dass man auf diese verzichtend die Sache <an sich> geben könnte; es ist die Weise, die einzige, in der das, worum es dem Dichter geht, Wesen und Gegenwart haben kann.» Ein solches Bekenntnis charakterisiert Bernt von Heiseler's Stellung in unserer Gegenwart; wie weit die Zukunft einem Werk wie dem seinen gerecht werden wird, vermögen wir heute kaum zu sagen.

Otto Heuschele

¹Bernt von Heiseler. Gesammelte Essays zur alten und neuen Literatur, 2 Bände, Stuttgart 1966. – ²Bühnenstücke: Erster Band, Chorische Dramen, Stuttgart 1968. Der Kranich: Ein Jahrbuch, bisher 10 Bände. Sämtliche Veröffentlichungen im J. F. Steinkopf-Verlag, Stuttgart.

Deutsche Literatur im zwanzigsten Jahrhundert

Die wissenschaftliche Darstellung der zeitgenössischen Literatur ist stets eine Art Prüfstein der Literaturwissenschaft schlechthin: hier zeigt sich nicht nur ihre Fähigkeit zur objektiven, gewissermassen zeitentrückten Erkenntnis, sondern auch ihre Verwurzelung in der Zeit: vor allem ihre Schwächen und Gefährdungen werden hier deutlicher als bei der Beschäftigung mit der bereits fernen, damit zum mindesten scheinbar entschärften Literatur vergangener Zeiten.

Als 1953 die grosse Gesamtdarstellung «Deutsche Literatur im 20. Jahrhundert», herausgegeben von Hermann Friedmann und Otto Mann, im Wolfgang-Rothe-Verlag erschien, war sie, als differenzierte und ausführliche Übersicht, gewissermassen ein Novum und entsprach einem weitverbreiteten Bedürfnis nach Orientierung über die jüngste Vergangenheit, die man noch als Teil der eigenen Gegenwart empfand. Seither hat sie den Verlag gewechselt (sie erscheint nun, herausgegeben von Otto Mann und Wolfgang Rothe, im Francke-Verlag), sie hat Auflage um Auflage erlebt und ist zugleich von Auflage zu Auflage erweitert worden, so dass ihr Umfang heute fast doppelt so gross ist wie zu Beginn¹.

Beibehalten wurde immer die ursprüngliche Anlage, die Unterteilung in einen Abschnitt «Strukturen» und einen andern «Gestalten», beibehalten wurde auch die Aufteilung des gewaltigen Stoffes auf verschiedene Autoren. Das Werk stellt deshalb – damals wie heute – ein strukturiertes Zusammenspiel dar: es bietet – begreiflicher- und legitimerweise – kein geschlossenes System, keinen einheitlichen Ausgangspunkt, dafür – und dies ist heute noch der grosse Vorzug dieses Sammelwerkes – eine Vielfalt der Ansatzpunkte, ein ganz ungewöhnliches Angebot an Autoren.

Diese Vielfalt mag zum Teil ein Erkenntnis zum heutigen Pluralismus der

Methoden enthalten; es spiegelt sich aber auch der Zweifel der heutigen Germanistik am geschlossenen System, das die grossangelegten geistesgeschichtlichen Darstellungen der ersten Jahrhunderthälfte bestimmte – und vielleicht auch eine gewisse Vorsicht der modernen Literatur gegenüber, die ja noch keineswegs endgültig eingeteilt und kanonisiert ist.

Aber auch bei diesem Verzicht auf eine systematische Darstellung darf man gewiss Anlage und Auswahl einer kritischen Prüfung unterziehen: eine solche drängt sich um so mehr auf, als der dargebotene Stoff ja nun über anderthalb Jahrzehnte überprüft und durchdacht werden konnte. Trotz aller Anerkennung für das anspruchsvolle Unternehmen mag man sich gelegentlich fragen, ob alle Änderungen von Vorteil waren. Die ursprüngliche Einteilung in die Bände «Strukturen» und «Gestalten» ist durch die Verdoppelung des Umfangs kompliziert geworden. Neue systematisierende Kapitel sind enthalten, deren Systematik aber sofort wieder zurückgenommen wird durch beigefügte Exkurse, in denen Beispiele zum vorangehenden allgemeinen Teil mehr oder weniger glücklich dargestellt sind. Überzeugend folgt etwa auf den Abschnitt über «Dichter und Gesellschaft» der «Exkurs» über die literarische Bohème, auf die Darstellung der Satire der Exkurs über Karl Kraus; ob aber der deutsche Essay des zwanzigsten Jahrhunderts in einem Exkurs über Ernst Jünger gültig exemplifiziert wird, ist eine andere Frage. Andere Autoren, die in solchen Exkursen untergebracht sind, würden sich einfacher und sinnvoller dem Band «Gestalten» einfügen.

Das Buch demonstriert so in seinem Aufbau auf Schritt und Tritt, dass seinem Gegenstand mit Systematik und Verallgemeinerungen nicht beizukommen ist. Das ist ohne Zweifel faszinierend, aber es ist zugleich ärgerlich: das Buch wird komplizierter als nötig, ein Gewächs mit Verästelungen und Wucherungen.

In der Auswahl der dargestellten Schriftsteller liegt das Schwergewicht ganz entschieden auf der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, also auf der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. Zwar werden die Linien immer bis in die Gegenwart gezogen – während in den ersten Auflagen ein eigener Abschnitt reserviert war –, aber dies geschieht nur im Band «Strukturen». Der Band «Gestalten», der kleine Monographien enthält, beschäftigt sich, von einer Ausnahme abgesehen, nur mit Autoren aus der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Ausnahme: Friedrich Dürrenmatt, in der Darstellung von Karl Pestalozzi. Man mag die Bedeutung Dürrenmatts so hoch schätzen, wie man will: es scheint doch vorläufig kaum mehr als Willkür, ihn als einzigen gesondert zu betrachten, während dagegen Grass und Enzensberger, Ingeborg Bachmann, Frisch und Böll nur in Überblicken erwähnt werden.

Nun macht das Buch allerdings keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit: nicht über die deutsche Literatur *des* zwanzigsten Jahrhunderts will es Aufschluss geben, sondern, in ehrlicher Unbestimmtheit, über deutsche Literatur *im* zwanzigsten Jahrhundert. Und es leuchtet auch sofort ein, dass im Jahr 1953 die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg im Zentrum stehen musste. Inzwischen aber sind wir tief in die zweite Hälfte des Jahrhunderts gegangen, so dass andere, neue Namen nicht fehlen dürften.

Allerdings, das sei zugegeben, befindet man sich in der Literatur der zweiten Jahrhunderthälfte noch völlig im Ungesicherten, Schwankenden. Einer solchen Überlegung kommt aber wenig Gewicht zu, wenn man ihr entgegenhalten kann, dass zwar Celan, Bobrowski, Nelly Sachs fehlen, dafür aber Zuckmayer, Bruckner, Carossa vertreten sind. Eine solche Gegenüberstellung zeigt, dass auch in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts nicht einfach aus dem Sicherem und Festen ausgewählt wird, sondern dass Autoren besprochen werden, deren Geltung heute zum mindesten nicht unbedingt feststeht. Was etwa Carossa angeht: seine politische Hal-

tung ist ja nun keineswegs dazu geeignet, über dichterische Mängel hinwegsehen zu lassen, auf jeden Fall müsste sie auch in einer germanistischen Arbeit mit Festigkeit und Klarheit behandelt werden, und nicht mit der verschwommenen Schonung, die ihr Hermann Pongs (!) angedeihen lässt.

Bernhard Böschstein:
Studien zur Dichtung des Absoluten

Zu Beginn des Vortrages «Ekstase, Mass und Askese in der deutschen Dichtung» fällt der folgende, bedenkenswerte Satz auf: «Die heutige Literaturwissenschaft hat zweierlei Gefahren vorzubeugen, ohne sich bereits zu ihrer Vermittlung erheben zu können: detaillierte Einzelforschung stimmt misstrauisch gegen grossgeartete Konstruktionen, wie sie etwa der Geistesgeschichte bis in die vierziger Jahre hinein eigentümlich waren. Sie lässt aber zugleich in wachsendem Mass den Mangel empfinden, der autonomer Werkinterpretation eigen ist².»

Das ist eine Bemerkung, in welcher die oft verborgene und nicht eingestandene Unsicherheit und Problematik der gegenwärtigen Literaturwissenschaft als Unruhe, als ein «gegenwartsbezogenes Unbehagen» fühlbar wird.

Begabung, Neigung und Schulung führen den Verfasser entschieden zur Einzelinterpretation, erstmals, in exemplarisch umfassender Form, in der Interpretation von Hölderlins Rheinymne, die eben in zweiter Auflage erscheint³, dann immer wieder in Aufsätzen und Vorträgen, die heute gesammelt vorliegen. Sie sind unabhängig voneinander erschienen, ganz offenbar immer aus der entschiedenen Zuwendung zu einem bestimmten literarischen Werk, aus eindringlicher, ganz sachverbundener Arbeit, ohne voreiliges Schielen nach der grossen Synthese.

Nicht minder deutlich als die Affinität des Verfassers zu einer bestimmten Methode ist seine innere Nähe zu einer Art der Dichtung. Seine Studien (dies ist ihr Zusammenhang und rechtfertigt ihr Erscheinen in einem Band aus mehr als nur

äusseren Gründen) beziehen sich fast ausnahmslos auf die «absolute Dichtung», das heisst auf solche Werke, «in denen der Zusammenhang mit der empirischen Realität transzendiert wird», in denen «die Kunst oft ein zweites, fremdes Leben erlangt, dessen Gestalt nicht selten die Verabschiedung des früheren spiegelt».

Am schönsten hat sich die Kunst der Interpretation seit jeher an der Lyrik bewährt. Hier kann sie das Werk als Ganzes erfassen und die Deutung auch vom Leser nachvollziehen lassen. Das gilt auch für das vorliegende Werk Böschensteins. Die umfangreiche Deutung von Mörikes «Auf eine Christblume», kürzere Hinweise auf Celan und Bobrowski sind Höhepunkte in seinem Band. Das sind tatsächlich ausserordentliche Interpretationen, treffend, genau, konzis, eher knapp im Ausdruck als ausschweifend, in einer Sprache, in der sich – bei allem Wohlklang und aller Eleganz – doch der Widerstand unserer Zeit gegen das grosse Wort spiegelt.

Methodisch fesselnd und von eigenartigem Reiz ist aber auch der Vortrag «Ekstase, Mass und Askese in der deutschen Dichtung». Hier war das übergreifende Thema als Titel einer Ringvorlesung von aussen gegeben: ein grosser Überblick, gewissermassen gegen der Strich der interpretatorischen Methode, war gefordert. Es ist nun faszinierend zu sehen, wie dieser Überblick aus der Interpretation heraus gesucht wird. Kernpunkte bleiben einzelne Gedichte, einzelne Werke, die überleitenden Abschnitte sind knapp gehalten, auch sie sind sachnah, völlig phrasenlos, fühlbar auf eigene Deutungen abgestützt. Hier wird aus dem Geiste der interpretierenden Methode heraus eine neue Form der Zusammenschau gesucht und vorerst mehr angedeutet als fixiert, die weniger umfassend, weniger geschlossen, auch weniger selbstgewiss ist als die früheren grossen Synthesen der geistesgeschichtlichen Richtung, dafür behutsamer, differenziert und von anspruchsvoller Präzision.

Zwei Monographien

Wer es unternimmt, das Gesamtwerk eines

Dichters zu umschreiben, dem kann, so will es scheinen, die Interpretation, das gewissermassen punktuelle Eindringen in je ein einzelnes Werk, nicht genügen. Dennoch scheint es bezeichnend für die heutige Form der Monographie, dass sie in der Darstellung von Werk zu Werk geht, fast ohne systematisierende Tendenz.

Diese Feststellung gilt auf jeden Fall für die neuen Bücher über Mörike und Keller, die beide, wenngleich nicht streng chronologisch und auf je sehr verschiedene Weise, von Werk zu Werk gehen⁴. Und dies ist ja, nicht nur bei diesen beiden Büchern, eigentlich sachgegeben: entfaltet sich doch das Gesamtwerk in Einzelwerken und die Persönlichkeit des Dichters in der Zeit.

Vielleicht droht allerdings bei diesem Vorgehen, vor allem wo es völlig konsequent durchgeführt wird, die Gefahr, dass über dem einzelnen das Ganze etwas verloren geht. Für das Mörike-Buch von Gerhard Storz etwa gilt, dass der Forscher, überhaupt jeder, der sich mit den einzelnen Werken Mörikes anders als nur liebhabermässig beschäftigt, in fast jedem Fall aus den entsprechenden Abschnitten reichen Gewinn ziehen wird, nicht zuletzt, was die Werkgeschichte angeht. Was aber die einzelnen Werke miteinander verbindet oder voneinander abhebt, das, was man mit einem nicht völlig glücklichen poetisierenden Ausdruck die geistige Gestalt des Dichters nennt, wird fast nur im ersten, sehr eindrücklichen Kapitel wirklich sichtbar, wo das «Lass o Welt, o lass mich sein» völlig überzeugend als literaturgeschichtliche Position Mörikes interpretiert wird. So mag es als zweifelhaft erscheinen, ob das Buch wirklich – wie der Klappentext meint – ein Publikum jenseits der Fachwelt im engeren Sinn anzusprechen vermag, jene nie genau sichtbaren, mehr imaginierten als greifbaren «Gebildeten», an welche sich zwar die Literaturwissenschaft so wenig wie jede andere Wissenschaft wenden *muss*, an die sie sich aber (und mehr als die meisten anderen) wenden *kann*.

Von Louis Wiesmans Keller-Buch

dürfte dagegen gelten, dass es durchaus ein «Weg zu Keller» sein kann, ja sogar von jenen Lesern verstanden wird, die Kellers Werk nur sehr unvollständig und oberflächlich kennen. Das ist durchaus ein Vorzug und Beweis für einen übersichtlichen Aufbau und eine klare, angenehme Sprache. Ein neues Keller-Bild oder auch nur völlig neue Einzelergebnisse zeichnen sich aber nicht ab, und die Interpretationen Wiesmans – das ist vielleicht die Kehrseite seiner klaren Darstellung – bewegen sich streckenweise im Bereich der klugen und überlegten Nacherzählung der dichterischen Werke.

Wiesmans Ansatz- und Ausgangspunkt sind der «Grüne Heinrich» und die frühe Lyrik, ist jene Dichtung der verklärten Wirklichkeit, die aus liebender Zuwendung zum Dasein, letztlich aus Einklang mit der Welt entstanden ist. Von hier aus erschliesst sich ein grosser Teil von Kellers Werk, aber doch nicht das Ganze, und gefährlich wird das Unterfangen dann, wenn – wie das nicht selten geschieht – das Spätwerk am Frühwerk gemessen wird. Zwar ist ohne das Element der Sympathie, der Wertung, des Gefallens und Missfallens keine Deutung literarischer Werke möglich; aber zu stark geprägt kann es auch die Sicht verstellen. Diese Gefahr ist hier nicht ganz umgangen worden, zum Nachteil des ohnehin zumeist etwas stiefmütterlich behandelten Spätwerks. Wenn – beispielsweise – die Anna und vor allem die Judith des «Grünen Heinrichs» als Idealbilder der Weiblichkeit dargestellt werden, muss naturgemäss die Lucie des Sinngedichts als zu intellektuell und etwas blaustumpfig befunden werden; der eigenwillige Charme gerade diese Figur wird auf jeden Fall nicht erfasst. Und nur wenn man das Spätwerk Kellers an der Welt Goethes und des «Grünen Heinrichs» misst, kann man seine Sprache als «schwunglos und trocken» bezeichnen.

*Walter Muschg: Pamphlet
und Bekenntnis; Figuren und Gestalten*

Was für eine überraschende, ja fast aufwühlende Leseerfahrung bieten die beiden

Sammelbände mit kleineren Arbeiten Walter Muschgs, zum Teil noch aus den zwanziger Jahren stammend⁵! Die Zeit, die sonst literaturgeschichtliche Werke so wenig verschont wie deren Gegenstand, sie schonungslos dem Vergessen- und Überholtwerden aussetzend, ist fast spurlos an ihnen vorbeigegangen: auch an jenen, ja, paradoxerweise, gerade an jenen, die geradewegs in die eigene, also für uns in eine vergangene Zeit hineingesprochen wurden.

Die Zeit hat diesen unruhigen Geist weder von uns zu distanzieren noch in seiner Wirkung zu besänftigen vermocht: im Gegenteil, die Erfahrungen, die wir ihm voraus haben, rücken vorläufig sein Werk nur näher an uns heran, lassen es als wahrhaft zeitgemäss erscheinen. Er schrieb aus der Erfahrung seiner Zeit und sprach oft gezielt in sie hinein – aber er tat es mit dem Wissen um die Vergangenheit und einem besorgten Ahnen der Zukunft. «Sterbendes Seldwyla» heisst ein Aufsatz, in dem er, warnend, düster, nur unsicher hoffend, kein Prophet, aber ein Mensch, der in seinem Jahrhundert lebt, die Schweiz in ihrer Stellung zwischen Vergangenheit und Zukunft sieht; «Ärgernis Schweiz» ein anderer, in dem er der schweizerischen Gegenwart kritisch ins Gesicht sieht.

Ungewöhnlich zum mindesten ist sein geistiges Profil: ein Literarhistoriker, der nicht nur politisch interessiert ist, sondern gezielte politische Aktivität entwickelt, ein Germanist, der immer wieder die Grenzen seines Fachgebiets überspringt, ein anerkannter Gelehrter in einer traditionsreichen Stadt der Schweiz und zugleich dieser schweizerischen Tradition gegenüber so kritisch, wie es sonst ein Vorrecht der Dichter selber zu sein scheint.

Seine Liebe gilt denn auch den Abseitigen und Aufrührerischen in der Literatur; wie kaum ein zweiter Gelehrter hat er ihnen zu Anerkennung und Verständnis verholfen, einen Kafka gepriesen, bevor er Gegenstand der literarischen Mode war, Hans Henny Jahn und Döblin herausgegeben, und auch in den scheinbar ausgeglichenen, harmlosen Dichtern, den Ver-

tretern der «heilen Welt», hat er das Unheimliche und Dämonische aufgespürt. Nie bisher, so will mir scheinen, ist beispielsweise das Heillose und Gefährdete in Gottfried Keller deutlicher gesehen worden. In den Skizzen Muschgs wären entscheidende Ansätze zu finden zu einer Deutung des späten Keller, von der oben die Rede war.

Diese Sicht der Literatur und des Lebens hat ihn dazu getrieben und auch legitimiert, eine «Tragische Literaturgeschichte» zu schreiben, eine der originellsten und zugleich, wie das damalige Echo zeigte, eine der aufreizendsten Typologien. Ihr Entwurf ist grossartig – aber nicht minder eindrücklich, nicht minder bezeichnend auch ist der Sinn für das Einzelne, Einmalige, Unvergleichbare, der sich in seinen Büchern immer wieder zeigt. Beides gehört zu Muschg: die Literatur überschauend zu ordnen, ins Grundsätzliche zu dringen (er hat eine der ganz seltenen ernsthaften und ernstzunehmenden Auseinandersetzungen mit der psychoanalytischen Literaturbetrachtung geschrieben), und der Sinn für das Einzelne, das im System nie aufgeht, im Überblick nicht enthalten ist. Er hat die geheimnisvolle Gabe, bei jedem Dichter das Unbekannte, Untergegangene aufzuspüren; er zitiert nicht geflügelte Worte, eher Sätze, die keiner kennt und die das Vertraute in einem neuen Licht zeigen. Und er ist ein Meister der Biographie – mehr noch der biographischen Skizze.

Die Biographie fristet in der gegenwärtigen Germanistik ein eigenartiges Schattendasein. Sie wird zwar vom gewissenhaften Forscher jeder Richtung stillschweigend vorausgesetzt und gelegentlich mehr nebenbei erwähnt, bleibt im allgemeinen aber der

nicht-zünftigen Literaturbetrachtung überlassen. Wie kaum ein anderer Teil der Literaturwissenschaft scheint sie vom Positivismus geprägt und auf verengte Weise festgelegt, gewissermassen bereits ad absurdum geführt zu sein. Bei Muschg freilich wird sie ganz anders, wechselt sie ihr Gesicht, ist auf einmal völlig unkonventionell, ganz und gar unpositivistisch, völlig neu: jede seiner kleinen biographischen Skizzen – über Mörike, Hebel, Friedrich von Spee – ist ein höchst ungewöhnliches Diagramm einer dichterischen Persönlichkeit. Hier zeigt sich vielleicht am deutlichsten sein Sinn für das Lebendige in der Literatur, seine Abneigung auch gegen das Olympische, gegen den Elfenbeinturm. Er demonstriert die Fruchtbarkeit biographischer Bemühungen, beweist, gewissermassen nebenbei, dass die Literaturwissenschaft aus ihrer Vernachlässigung auf die Dauer keinen Gewinn zieht. Hier wie in anderen Punkten kann er in die Literaturwissenschaft unserer Zeit hineinwirken: bereichernd, anregend, und nicht zuletzt auch – beunruhigend.

Elsbeth Pulver

¹Deutsche Literatur im zwanzigsten Jahrhundert, fünfte, veränderte und erweiterte Auflage, herausgegeben von Otto Mann und Wolfgang Rothe, Francke-Verlag, Bern und München 1967. – ²Bernhard Böschstein, Studien zur Dichtung des Absoluten, Atlantis-Verlag, Zürich und Freiburg 1968. – ³Bernhard Böschstein, Hölderlins Rheinymne, zweite durchgesehene Auflage, Atlantis-Verlag, Zürich und Freiburg 1968. – ⁴Gerhard Storz, Eduard Mörike, Ernst Klett-Verlag, Stuttgart 1967. Louis Wiesman, Gottfried Keller, Verlag Huber, Frauenfeld und Stuttgart 1967. – ⁵Walter Muschg, Pamphlet und Bekenntnis, Walter-Verlag, Olten und Freiburg im Breisgau 1968. Gestalten und Figuren, Francke-Verlag, Bern und München 1968.

NEUE LYRIK

Herbert Meier: Sequenzen

«Sequenzen bedeutet hier: Ein Gedicht folgt dem andern. Eines folgt aus dem

andern. Jedes ist für sich und doch unter andern. Eines beleuchtet das andere und dieses das folgende, spätere oder frühere. Am Ende hat jedes zu jedem Bezug. Und es

ist gleich, wo man mit Lesen anfängt¹.» Soweit Herbert Meier zu seinem Gedichtband. Überfliegt man oberflächlich das typographische Bild, erkennt man kaum, wo die Gedichte anfangen und aufhören. Wörter eines grossen Gedichts über die Seiten verstreut, dazwischen vereinzelte Zeitungszitate. Die Absicht Meiers wird sichtbar, ersichtlich: ein Gedicht, das treibt «von Schiffbrüchen her / um anzukommen jetzt». Gebrochene Zeilen, Trümmer eines archaischen Flottentraumes, angeschwemmt. Wir nageln sie zu einem Floss zusammen, um schwankend-festen Boden unter die Füsse zu bekommen. Herbert Meier macht es dem Leser nicht leicht. Er duldet nicht, dass man Fuss fasst. Er ist gegen Nägel, an denen man seine fixfertigen Bilder aufhängen kann. «Man liest nicht, man übersetzt eben. Man nimmt von dem, was dasteht, nur auf, was man schon weiss, und dabei bleibt es» heisst es in seiner Antwort an Kritiker («Ich stelle mich»). Herbert Meier ist ein ehrlicher Autor. Ernsthaftigkeit, fast tödlicher Ernst spricht aus jeder Zeile seines Gedichtbandes. Er stellt sich. Er weicht nicht aus in die Artistenrolle oder die Rolle des Engagierten. Engagement im weitesten Sinne verkörpern seine Gedichte. Das Wort braucht nicht aufgeklebt zu werden wie eine Etikette. Und dann erlebt man beim Lesen, wie dieser Ernst, der weit entfernt ist von morbider Melancholie, auch die Sprache adelt. Ausdrücke, die man anderswo vielleicht achselzuckend verwerfen würde, wirken in Herbert Meiers Stil selbstverständlich. Ein Tonfall, der manchmal an die gebrochenen Hymnen Hölderlins erinnert, schliesst den technischen Wortschatz keineswegs aus. Die Spannung zwischen der Steineiche und dem Düsenflugzeug, dem wispernden Orakel und der technischen Offenbarung trägt Herbert Meier in sich, denn er ist in vielen Welten zu Hause, er vermag mehr zu entziffern als nur die Zeichen der Zeit. Diese Vertrautheit mit fremden Kulturen gibt seinen Gedichten einen Reichtum, der oft nur mit wenigen Worten angedeutet ist. Kein Prunken mit Fremdwörtern, sondern Erstaunen vor den Schich-

ten in den Wörtern, vor ihrer Fremdheit, die uns erschreckt, wenn wir sie im Mund umdrehen. «Was sich im Namen / so verbirgt / leuchtet nur wenigen ein / allen sind zwar lesbar / die Buchstaben / und sie hören / im Vorbeigehn den Lautklang / aber selten / Musik.» Herbert Meier möchte die Wörter vom Schutt der aufgehäuften Bedeutungen befreien, möchte die Wurzeln blosslegen, und das gelingt ihm am eindrücklichsten dort, wo er einem belanglosen Zeitungskommentar zur Lesung Ungarettis im Theater am Hechtplatz sein Gedicht gegenüberstellt. Es zeigt, was Sprache vermag, wenn man die Wörter explodieren lässt und ihre Wucht nicht im Papierdeutsch erstickt. Nicht umsonst gilt sein Gedicht «Geworfene Laute» einem Dichter, für den die italienische Sprache voll geheimer Vulkane steckt:

*Geworfene Laute
stürzen
unter die Schatten
die auf roten Stühlen
schweigen
und Worte brechen
brennend im Vers
der zerkischt*

*Ungaretti
uomo di pena
Schildkröten beschwörend
die gelittene Tage tragen
und sich mächtig bewegen
in den Gezeiten
dieser Stimme
treibende Gedichte
von Schiffbrüchen her
um anzukommen jetzt*

Arthur Häny: Der Rabenwinter

Beim Durchwandern von Arthur Häny's Gedichten fällt auf, was im Titel schon angedeutet ist: der märchenhafte Grundton. Und dann das durchgehende Vogel-Motiv. Fast in jedem Gedicht taucht die Amsel, der Rabe, die Möve oder der Milan auf, aufgescheuchte, zankende und majestätisch gleitende Vögel, und jedesmal erinnern wir

uns wehmütig an die Verwandlung, die der Autor im Titelgedicht «Der Rabenwinter», ausgehend von Grimms Märchen «Die sieben Raben», erfahren hat². Denn die Verwünschung des Vaters im Märchen betrifft ihn. Dieses schöne Gedicht erlaubt uns wie kein zweites den Einstieg in Häny's Welt:

*Wir flügeln über den frostigen Tann,
wir sieben Herren Raben.
Wo fängt noch einmal der Sommer an,
den wir verloren haben?*

*Licht war die Welt, ohne Klage und Weh,
da wir als Menschen gingen –
nun flügeln wir immer über den Schnee
mit rabenschwarzen Schwingen.*

...

Die Raben, die sieben verwandelten Brüder, sind dazu verdammt zu fliegen, weil sie ihr Vater bei der Geburt der Tochter verflucht hat. Sie warten auf ihre Schwester, die sie von den heiseren Gesängen erlösen würde. Aber die Schwester im Gedicht bleibt aus, sie schneidet sich keinen Finger ab. Mit der Verdichtung dieser Fabel geht Häny weit über das Märchenhafte hinaus. Er beleuchtet seine private Dichtersituation und bringt zugleich die alte menschliche Sehnsucht nach der Rückverwandlung, nach dem verlorenen Paradies ins Bild. Eine moderne Chiffre. Man erinnert sich an Trakls Gedichte, in denen der kaum entzifferbare Schriftzug der Vögel am Himmel eine so wichtige Rolle spielt. Bei Häny ist es umgekehrt: er selber gehört zu den Raben und möchte das Leben der Menschen enträtseln: «O Wald, du Winterwüste, o Welt, / du Saal mit verschlossenen Toren!» Das Warten auf die Schwester, auf die Erlösung, ist ausgefüllt mit krächzendem Gesang. Schon Gottfried Benn nannte das Gedicht ein «Krächzen der Raben». Hier könnte man meinen, Arthur Häny gerate zu seiner Form in Widerspruch, denn seine Gedichte sind alles andere als krächzend. Wohlgeformte Gebilde sind es, Strophen und Reime, asklepiadeische und sapphische Oden. Passt das Ebenmass jambischer Verse zur

Winterwüste? Häny gibt eine vexierbildhaft versteckte Auskunft im Gedicht «Ein Blick durchs Fernglas». Er fixiert eine Mövengruppe:

...

*Und keine schreit, vielleicht auch reicht
ihr Schrei nur nicht zu mir herüber.
Und wenn sie schriegen, bliebe ja doch
der bleiche Himmel ebenso bleich,
der Schnee der Dächer bliebe Schnee,
nichts wäre verändert.*

Arthur Häny, so darf man schliessen, glaubt nicht an die Veränderung der Welt durch Schreie, auch nicht durch Kunstschreie. Und zu den Kunstschreien ist der letzte, der vorletzte und der vorvorletzte Schrei zu zählen. Das Fernglas, die geschliffene Kunstform, rückt die Bilder verzerrend nah, aber es distanziert sie auch, je nachdem, von welcher Seite man hindurchblickt. Das Gedicht, wie es Häny vorschwebt, wäre eine Art Fernglas, ein Instrument zum Heranholen und Wegrücken der Bilder. Die Form, die viel geschmähete Form, erlaubt dann eine unheimlich scharfe Optik, wenn es ihr gelingt, die Einbildungskraft des Lesers auf einen Brennpunkt zu konzentrieren, so dass man das Fernrohr vergisst, das man in der Hand hält. Das ist, meine ich, auch heute noch die grosse Chance des traditionellen Gedichts im Vergleich zum formlosen Worthaufen, der jede Assoziation möglich macht und dadurch keiner zu brennender Schärfe verhilft. Handkehrum, wenn das Gedicht nur Form ist, erblicken wir durch das Fernglas höchstens die längst entschwundene Romantik mit ihrem bereits epigonalen Formenreichtum. Häny's Gedicht «Der Rabenwinter» schafft eine Spannung zwischen krächzender Dissonanz und Wohlklang, die uns das Fernrohr vergessen lässt.

*Albert Ehrismann:
Wetterhahn, altmodisch*

Wer dächte bei diesem Titel nicht an Mörikes Turmhahn-Idylle! Es ist aussergewöhnlich, wenn ein Autor seine Ge-

dichte altmodisch nennt, humorvolle Resignation könnte dahinter stecken oder aber humorvoller Spott. Albert Ehrismann schreibt in einer Notiz über sein Dichten lakonisch:

«Heute gehöre ich zu den Altmodischen. Das ärgert mich manchmal. Meist betrübt es mich. Und natürlich sollte es mich gleichgültig lassen. Aber ist es wahr? Politik interessiert mich noch immer. Die Aktualität reizt mich zur Äusserung, vielleicht zum Widerspruch. Meine Sprache ist einfach, oft liedhaft und den alltäglichen Dingen und Gefühlen zugewandt. Krieg? Ich verfluche ihn. Schmerz? Er ist da. Einsamkeit? Mir nicht unbekannt. Nur eine ganz persönliche Art Heiterkeit ist später hinzugekommen³.»

Man sollte einem Dichter, der sich schon im Titel zu dieser persönlichen Art Heiterkeit bekennt, nicht fehlende Aktualität vorwerfen, denn vielleicht ist gerade diese Heiterkeit im lyrischen Ton der Umwelt ebenso angemessen wie der melancholische Moll-Klang. Albert Ehrismanns Heiterkeit ist nicht gespenstisch wie diejenige Dürrenmatts, sie ist erkämpft, den Widerwärtigkeiten abgerungen, und manchmal spürt man diesen Kampf im Gedicht, in einer bissigen Formel: «Lauterkeit, bitterbö». Das launisch Verspielte von Mörikes Alterslyrik ist in vielen von diesen Gedichten; Gelegenheitsgedichte, kleiner Alltag, lustige Seifenblasen, und plötzlich wieder ein harter, unerbittlicher Ton. «Krieg? Ich verfluche ihn.» Zwischen Fluchen und Lächeln liegt die reiche Skala von Ehrismanns Möglichkeiten. Der Wetterhahn, der sich bewusst, selbstironisch, aber auch zum Selbstschutz altmodisch gibt, zieht sich keineswegs wie Mörikes Turmhahn ins warme Stübchen zurück, er späht wachsam nach Ost und West und prüft die Winde:

*Weihnachten predigte der Kardinal
den Soldaten Christi,
weshalb sie den Krieg gewinnen
und dass sie total siegen müssten.*

*Mit Napalm, Bomben
und Granaten,*

*als die Samariter
der Völker.*

...

*Gibt es
in fernöstlichen Ländern
über Heuchlern und Lügner
keinen Blitz?*

...

Der Zorn Ehrismanns, wo er durchbricht, sprengt plötzlich die Reimstrophen. Die Wörter schämen sich des Reims. Und dieser Zorn hat nichts mit altmodisch, auch nichts mit modisch zu tun, er ist lauter, bitterbö. Von diesen Strophen her müsste man auch die «heiteren» Gedichte lesen. Sie verlieren ihre Unschuld. Und man entdeckt Ehrismanns «persönliche Art Heiterkeit», es ist eine Heiterkeit trotz allem und allem.

Ernst Meister: Zeichen um Zeichen

Zeichensprache, Chiffren-Sprache ist längst zum gängigen Ausdrucksmittel in der Lyrik geworden. Man liest nicht mehr, man dechiffriert. Aber gerade die raffiniertesten Techniken des Enträtselns führen oft zu unbefriedigenden Ergebnissen, zu komplizierten Denkschemas, die dem Wesen des Lyrischen widersprechen. Wenn Ernst Meister in seinem Gedichtband Zeichen an Zeichen reiht, so hat er bestimmt nicht die Absicht, dem Leser eine Schnitzeljagd zu streuen, die bei konsequentem Vermeiden der Irrwege zum Ziel führt⁴. Meister kennt keinen Anfang und kein Ende, auch er schreibt wie Herbert Meier an einem Gedicht, an seinem Gedicht. Fünf Zyklen von Gedichten ohne Titel (der Titel würde das Thema sozusagen für ein einzelnes Gedicht reservieren) kreisen um den Satz, der erst im fünften Teil auftaucht: «Anfang und Ende / wusst ich vermählt / im Nichts, dem Golde.» Und etwas früher heisst es: «Ob auch der Augenblick / <gülden> genannt sei, / er entkommt.» Das Wort gülden steht in Anführungszeichen, es ist ein Patina-Wort. Jedes Wort, das der

Flüchtigkeit des Augenblicks gerecht werden möchte, hat für Meister den Anstrich des Veralteten. Das Gold, das der Autor im Benennen zu finden glaubt, erweist sich als Vergoldung. Der Augenblick entkommt der Sprache. Es gäbe vielleicht eine Möglichkeit, der Erstarrung des Gedichts entgegenzuwirken, wenn Anfang und Ende vermählt blieben im Nichts. Diese Möglichkeit umschreibt Paul Celan mit dem Satz: «Das Gedicht behauptet sich am Rande seiner selbst.» Wie Celan so versucht auch Ernst Meister, Gedichte gegen das Gedicht zu schreiben. Er will keine Erkenntnisse oder Gefühle mit Wörtern einrahmen, sondern mit der Sprache jenes Dunkel verbreiten, aus dem gelegentlich wie Sternschnuppen, von denen wir nicht einmal sicher sagen können, ob wir sie wirklich gesehen haben, ein paar Funken aufglimmen.

*Wär noch
Gedicht dies:
Weinen
auf dem Gipfel...*

heisst es, und die Punkte sind eine Anspielung auf das Schmerzhafte dieses Verzichts. Dunkel verbreiten in einer Welt, die uns wie eine überbelichtete Photographie in den Augen schmerzt. Verwirrung stiften mit Zeichen, die «nicht ohne Leid» entspringen in einer Zeit, wo die Begriffe immer klarer werden und die Sprachverwirrung trotzdem zunimmt. Das Gold des Nichts

wäre das Gold des Ursprungs. Gedichte, die von den verborgensten Kräften künden wollen, gleichen im Klang eher einem Gestammel der von Gott gerittenen Priesterin als Konstellationen, die von Computern herausgespuckt sein könnten. Aber das Uralte ist zum Verwecheln nah beim Ultramodernen. Ernst Meister glaubt nicht an die Mondlandung in Gedichtform, wissend, dass es nicht die Aufgabe der Lyrik sein kann, Bereiche zu erschliessen, die mit technischen Mitteln viel grandioser gezeigt werden können. Der Lyriker, auch im «Zeitalter der Mondlandung», erschafft den Mond, erschafft Welten, die nur er kraft seiner Sprache und kraft seiner Abgründigkeit erschaffen kann: «Und mag es / der Abgrund sein, / darin sein Geschöpf, / der Mond, schwimmt –.» Dass sich diese Welten in dem Masse nach innen ausdehnen, wie sich unsere Welterfahrung nach aussen vergrössert, dürfte aus dem Gesetz der Komplementarität von Kunst und Realität hervorgehen. Je funktioneller die Gegenwart, desto irrationaler die Kunst. Ernst Meisters Zeichen sind Signale aus diesem Grenzgebiet.

Hermann Burger

¹Herbert Meier, *Sequenzen*, Benziger-Verlag, Einsiedeln 1969. – ²Arthur Häny, *Der Rabenwinter*, Rotapfel-Verlag, Zürich 1968. – ³Albert Ehrismann, *Wetterhahn, altmodisch*, Artemis-Verlag, Zürich 1968. – ⁴Ernst Meister, *Zeichen um Zeichen*, Luchterhand-Verlag, Berlin und Neuwied 1968.

POESIE UND WISSENSCHAFT

Das Verständnis der romantischen Dichtung Deutschlands hat sich in unserm Jahrhundert entscheidend gewandelt. Statt sie an der Klassik zu messen, wie das noch in Rudolf Hayms grossem Werk «Die

romantische Schule (1870) geschieht, versucht man sie nun als deren eigenständigen Gegenpol zu begreifen. An dieser Arbeit kommt der Germanistin *Marianne Thalmann* ein besonderer Anteil zu; in zahlrei-

chen Studien hat sie sich mit der Frühromantik beschäftigt, die sie auf Grund der Forschungen von E.R.Curtius und G.R.Hocke als manieristische Kunst sieht. Manierismus bezeichnet ganz allgemein einen «unklassischen und antinaturalistischen Ausdruckswillen», der «das Leben nicht in der Ausgewogenheit der Kräfte, sondern in seiner Unrast zu fassen versucht»¹.

Die vorliegende jüngste Studie von Marianne Thalmann gibt einen knappen Überblick über die ästhetischen Mittel dieser manieristischen Dichtung, über deren Ursprung, Verwendung und Wirkung. Der Raum, aus dem diese Art des Dichtens erwächst, ist die Stadt; ein Ort, an dem, wie das Kapitel «Zeichensprache der Stadt» zeigt, die Vielschichtigkeit des Lebens, die Kluft zwischen Künstler und Bürger besonders spürbar ist. Wo aber die Welt für den Dichter vielschichtig wird, da wird seine Sprache mehrdeutig; die Dinge verlieren ihren absoluten Wert, und die Sprache wird als Werkzeug empfunden. Die dichterischen Bilder wollen nicht mehr eine gegebene Wirklichkeit nachformen, sondern – im Bild, in den Worten – eine ästhetische Aussage über die erlebte Wirklichkeit geben. Das Interesse des Dichters verschiebt sich vom Stoff auf die Ausführung.

Die Kapitelüberschriften «Buchstaben der Natur – Sprachmuster der Landschaft – Elemente des Machens» weisen darauf hin, wie wichtig das *Wie* des Dichtens ist. Die Romantiker bemühen sich, statt einer sogenannten objektiven Welt ihre eigene, subjektiv bestimmte Sicht der Welt und der Vorgänge zu gestalten. Zum Wissen um die Mehrdeutigkeit der Erscheinungen kommt also dasjenige um die Abhängigkeit des Geschauten vom Schauenden. So werden die Elemente der Natur zu verdichteten Zeichen des Empfindens, so prägt sich in den Landschaften der Rhythmus der Emotionen aus. Die logische Verbindung tritt hinter der alogischen des Traums und der souveränen Dichterphantasie zurück; in diesem ästhetischen Raum werden Raum, Zeit und Kausalität überspielt.

Das Prinzip einer vom Dichter kunst-

voll gebauten – und nicht selten dem Leser vorgezeigten – Ordnung weist Marianne Thalmann meisterhaft überall nach: in der Sprache, im Satzbau, im Stil, in den Spielen mit Worten, Masken und Rollen. Dieser mehr formalen Verfremdung entspricht die Verfremdung der Wirklichkeit durch die «Meraviglia und Terribilità», durch welche die Romantiker das «Verborgene... und Schockante» gerade des scheinbar geheimnislosen gewöhnlichen Alltags sichtbar machen.

Dies alles wird im letzten Kapitel «Artistische Ordnungen» zusammengefasst; hier geht die Autorin so weit, die Abfolge der Motive, der akustischen und visuellen Phänomene graphisch aufzuzeichnen, um so die artistischen Ordnungen als solche und die ästhetische Funktionalität jedes Elementes heraustreten zu lassen. Die Diagramme einzelner Geschichten vermögen zu zeigen, wie die Elemente eines Werkes vom Dichter zu einfachen oder komplizierten Mustern geordnet sind, deren Bewegung und Form, deren Spannung und Zusammenklänge den eigentlichen Kern der Geschichten bilden.

Marianne Thalmanns Studie stellt eine konzentrierte, reichhaltige Übersicht über die Gestaltungsmittel der romantischen Dichter dar; sie kann als eine Vertiefung und Bereicherung der romantischen Poetik wie auch als Einführung in die Eigenart dieser Dichtung und deren heutiges literarhistorisches Verständnis gelesen werden.

*

Das typisch Österreichische, das dem Werk Hofmannsthals ebenso eignet wie demjenigen Stifters oder Grillparzers, ist nicht leicht zu fassen; Wissenschaftler beschäftigen sich denn auch immer wieder mit diesem Element. Die neueste derartige Arbeit des Germanisten *Frederick Ritter*, eines Österreicher, der am Illinois Institute of Technology in Chicago lehrt, geht der Frage in drei Teilen nach: Entscheidung für Österreich; Der Barock als historischer Kristallisationspunkt von Hofmannsthals Kulturbegriff; Die Berührung der Sphären².

Die Entstehung von Hofmannsthals Entscheidung für Österreich sieht Ritter vor allem im Verkehr mit Stefan George. Gegenüber dem herrischen deutschen Dichter, der nur die vom Alltag streng getrennte künstlerische Leistung als Lebensinhalt anerkennt, wird sich der junge Wiener immer deutlicher seiner Eigenart bewusst: seiner «Empfänglichkeit für das Unausprechliche des Individuums», seiner Lebensfrömmigkeit, dank der er neben dem Falschen und Zweideutigen des Lebens auch immer Echtes, Frommes und Künstlerisches entdecken kann.

Wie sich im Leben verschiedene Elemente vermischen, so verbindet sich im Barock die sichtbare mit der unsichtbaren Welt, so vereint das barocke Theater sinnliche und geistige Elemente zu neuer Wirkung im Kunstwerk. Hier, wo sich die Gegensätze durchdringen, sieht Hofmannsthal die Möglichkeit, dass ein Mensch in seiner «Ganzheit» lebt; deshalb wird der Barock zum Kristallisationspunkt von Hofmannsthals Kulturbegriff, der wie sein Österreich ein geistiger Begriff ist, dem er «durch sein Werk erst Anschaulichkeit, Wirklichkeit und Wirkung geben wird».

Der Ganzheit des Menschen und dem Geheimnis des Lebens kann sich der Dichter nur im «scheuen Umkreisen» nähern; diese Sicht des Lebens und Dichtens schliesst nach Ritters Meinung eine Kritik Hofmannsthals am wilhelminischen Deutschen ein, dessen Menschlichkeit er in einen offiziellen und einen privaten Teil gespalten sieht.

Mit dem Wort «Berührung der Sphären» umschreibt Hofmannsthal das Wesen Österreichs, in dem sich wie wohl nirgends

sonst Musikalisches und Bildliches, Hohes und Geringes vereint, ohne dass ein Missklang entstünde und ohne dass das eine das andere ausschliessen müsste. Diese Berührung der Sphären versucht der Dichter in den historischen Bildern von Prinz Eugen und Maria Theresia sichtbar zu machen, er erkennt sie in Stifter, Grillparzer, Mozart oder auch in Peter Altenberg. Sie alle verkörpern jene lebensfreundliche Haltung, in der Ehrfurcht und Liebe die hohen und niedern, die einfachen und komplizierten Dinge gleichsam selbstverständlich verbinden.

Ritter verschliesst sich keineswegs der Einsicht, dass dieses Österreich zu Hofmannsthals Zeit bereits Vergangenheit war; er versteht aber die «Blindheit» des Dichters für die gegenwärtige Wirklichkeit nicht als naive Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, sondern als «Folge seiner unbedingten Entscheidung für die Heimat, sie war auch die unvermeidliche Kehrseite seiner Hellsichtigkeit für die wunderbaren menschlichen Möglichkeiten, die in der österreichischen Gesellschaftskultur lagen». Frederick Ritter weiss die Problematik und die Bedeutung des Begriffs «Österreich» bei Hofmannsthal auf feinfühlig Weise aufzuzeigen; unaufdringlich fügt er auch die dichterischen und essayistischen Werke in seinen Gedankengang ein.

Marianne Burkhard

¹ Marianne Thalmann: Romantik und Manierismus, Heft 7 der Reihe Sprache und Literatur, Kohlhammer-Verlag, Stuttgart 1963. – ² Frederick Ritter: Hugo von Hofmannsthal und Österreich, Lothar-Stiehm-Verlag, Heidelberg 1967.